

Forum aktueller Architektur in Köln 23.09. – 30.09. 2005 Dokumentation

plan 05 wohnen 2

Kay von Keitz und Sabine Voggenreiter (Hg.)



intro



Mit **plano5 widmeten** wir unser Architekturfestival zum zweiten Mal dem großen Thema Wohnen. Die Wechselwirkungen zwischen heutigen Wohnerfordernissen und -vorstellungen einerseits und aktuellen architektonischen Positionen und Strategien andererseits sind in vielerlei Hinsicht sehr aufschlussreich. Vor allem die unkonventionelle Architektur bildet neben wirtschaftlichen Vorgaben, bautechnischem Stand der Dinge und Gestaltungsmoden die Entwicklung spezifischer Wohn- und damit auch Lebensmodelle ab, die als Resultate gesellschaftlicher Entwicklungen – wie etwa demographischer Strukturwandel, „Patchwork-Familien“, Wandlungen der Arbeitswelt etc. – entstehen. Von besonderem Interesse war es in diesem Zusammenhang, die mittlerweile historischen utopischen Ansätze des 20. Jahrhunderts und deren Auswirkungen auf die gegenwärtige Diskussion zu betrachten. Wir fragten nach den „Spätfolgen“, den Transformationen oder gar Reanimationen dieser Ideen und Konzepte.

Die vorliegende Dokumentation gibt in Ausschnitten das plano5-Geschehen wieder: öffentlich geförderte und andere zentrale Beiträge, ausgewählt aus insgesamt 45 Projekten. Darüber hinaus sind viele der Inhalte, die in Form von Ausstellungen, Symposien, Gesprächen oder Filmbeiträgen während der Festivalwoche zu sehen und zu hören waren, in dieser Publikation wie in einem Reader versammelt. Auf diese Weise konnten wir einen gehaltvollen plan-Band „wohnen2“ zusammenstellen, der „wohnen1“ als weitere Vertiefung der geführten Wohn-Architektur-Diskussion ausgezeichnet ergänzt.

Als ein Leitprojekt der Initiative StadtBauKultur NRW danken wir unserem Schirmherrn, Bauminister Oliver Wittke, dem Ministerium für Bauen und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen und der Stadt Köln für ihre Unterstützung.

Wir freuen uns auf plano6, den dritten Teil unserer thematischen Trilogie – wir sind gespannt auf noch mehr Utopie, noch mehr Vision, noch mehr Zukünftiges in Sachen Wohnen.

Kay von Keitz
Sabine Voggenreiter

inhalt



intro Kay von Keitz und Sabine Voggenreiter 03

plan05 revue

meetingpoint Reconsidering Utopia(s) | Gelebte Utopie? | plan-club | plan-akademie | 08
Liebesentzug | Echte Fiktion, gezüchteter Raum und Performanz | Geisterstunde |
Dionysos Hof | plan-kino 6 von 45 – plano5 Projekte Wohnen zwischen den Moden | 21
Projekt Dreißig | RaumTheorie – TheorieRaum | Schatz – 25 Jahre nach Stollwerck |
klang raum garten | Bitte lass mich bei Rot über die Ampel gehen

plan05 akademie

Erich Schneider-Wessling Über die Aktualität der Bewegung „Urbanes Wohnen“ 30
Marie-Therese Krings-Heckemeier Wohnwünsche 34
Johannes Ernst Urbanes Wohnen 38
Herman Hertzberger Urbane Projekte 44
Charly Tomassen Woonatelier Malburgen 50

plan05 wohnvisionen

Manuel Herz / Ines Weizman Reconsidering Utopia(s) 56
Juan Pablo Molestina Gelebte Utopie? 72
BDA Bund Deutscher Architekten Köln / Andreas Fritzen Wohnen zwischen den Moden 76
Historisches Archiv der Stadt Köln Schatz – 25 Jahre nach Stollwerck 84

plan05 interventionen

Folke Köbberling / Martin Kaltwasser / Christian Maier Haus Köln 92
Stefan Eberstadt Rucksack House 96
Kasper König Dionysos Hof 100

plan05 wie wir wohnen werden

Kay von Keitz / Sabine Voggenreiter

plan05 preis

plano5-Jury Laudatio 116
Jörg Rekittke / Andreas Fritzen Liebesentzug 118
Initiative Bauen Wohnen Arbeiten e.V. Wohnungslose bauen für Wohnungslose 124
Kai Dolata / Lola Meyer alles Anders 128
Uwe Schröder und Studierende der FH Köln RaumTheorie – TheorieRaum 130

07

29

55

91

105

115



plan05 revue

meetingpoint

Reconsidering Utopia(s)

Gelebte Utopie?

plan-club

plan-akademie

Liebesentzug

Echte Fiktion, gezüchteter Raum
und Performanz

Geisterstunde

Dionysos Hof

plan-kino

6 von 45 – plan05 Projekte

Wohnen zwischen den Moden

Projekt Dreißig

RaumTheorie – TheorieRaum

Schatz – 25 Jahre nach Stollwerck

klang raum garten

Bitte lass mich bei Rot...



plan05-meetingpoint im Museum Ludwig ...



... u. a. mit der Ausstellung „Reconsidering Utopia(s)“ von Manuel Herz und Ines Weizman, Ausstellungsarchitektur Manuel Herz

05 revue



Eröffnung: Dr. Ulrich Hatzfeld vom Ministerium für Bauen und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen, Kasper König, Direktor des Museum Ludwig, und Bernd Streitberger, Dezernent für Stadtentwicklung, Planen und Bauen der Stadt Köln



Ausstellung „Gelebte Utopie?“ von Juan Pablo Molestina und Studierenden
der Peter Behrens School of Architecture Düsseldorf

05 revue



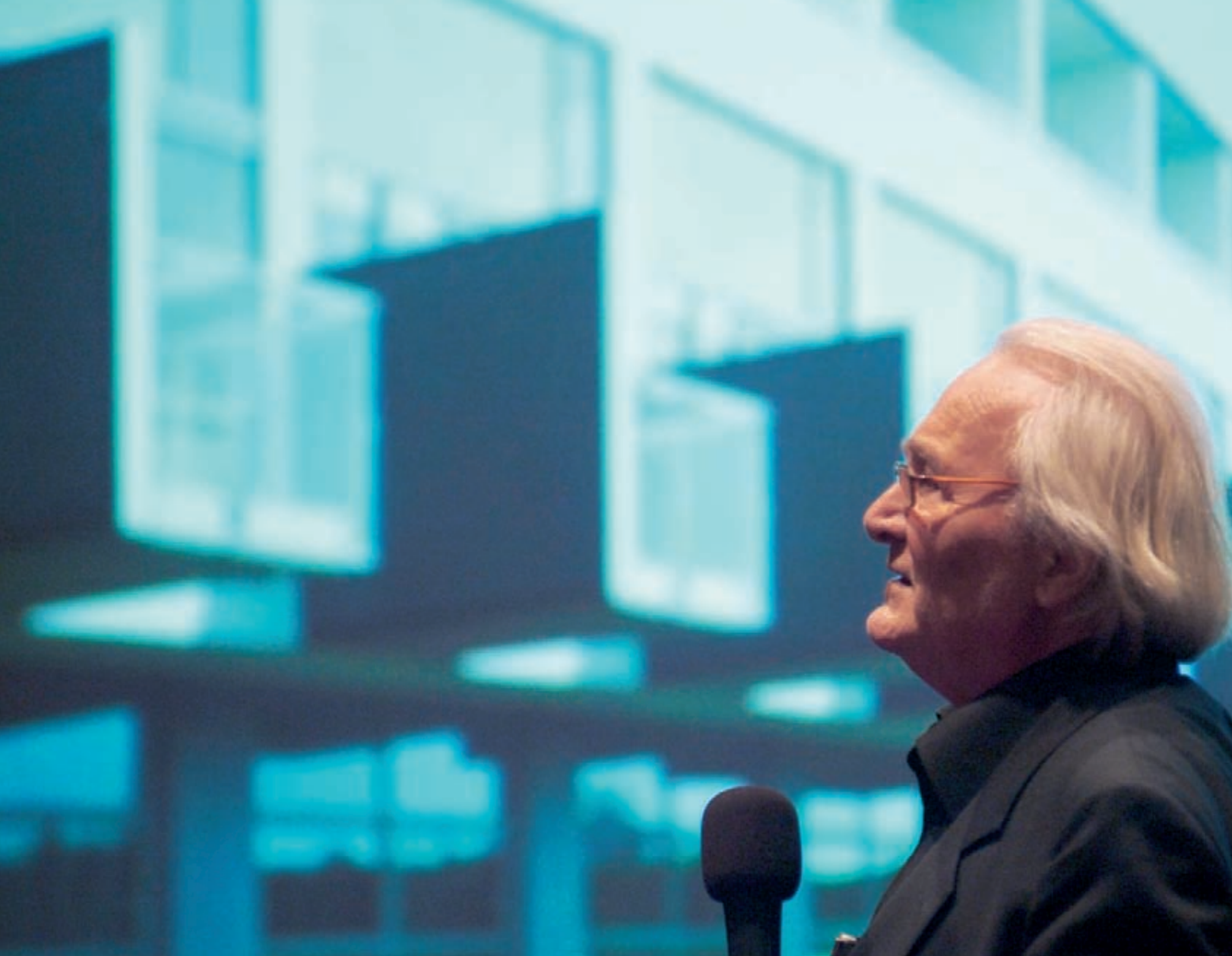
RECONSIDERING
UTOPIA(S)



05 revue



Diskussionen und Gespräche im plan-club



Vortrag von Herman Hertzberger im Rahmen der plan-akademie

05 revue



Projekt „Liebesentzug“ von
Jörg Rekittke, Landschaftsar-
chitekt, und Andreas Fritzen,
Architekt und Stadtplaner

05 revue

Burckhardt Brandlhuber

CHRISTOPHER DELL

PRINZIP IMPROVISAT

ZBIGNIEW OKSIUTA BREEDING SPACES

„Echte Fiktion, gezüchteter Raum und Performanz“
Buchpräsentationen der Buchhandlung Walther König



„Geisterstunde“ des Arbeitskreises Junger Architektinnen und Architekten
im BDA mit Andreas Denk



Projekt „Dionysos Hof 1:1“ am Museum Ludwig

05 revue

plan-kino: Film-Programm
zum Themenkomplex Archi-
tektur, Stadt und Wohnen von
Philippe-Alain Michaud
(Centre Georges Pompidou),
Alice Koegel (Museum Ludwig)
und Sabine Voggenreiter und
Kay von Keitz (plan project),
unterstützt durch das Bureau
des Arts Plastiques der AFAA
und die Französische Botschaft
in Berlin

Les mystères du Château du Dé von Man Ray, F 1929, SW, stumm, 25'
La chute de la maison Usher von Jean Epstein, F 1928, Farbe, stumm, 45', 34mm
Portrait of New York I von Peter Hutton, USA 1979, SW, stumm, 16'
Etudes sur Paris von André Sauvage, F 1928, SW, stumm, 75', 35mm
Sous-sols de Paris von Gordon Matta-Clark, F 1977, Farbe/SW, 16', 16mm
The Black Cat von Edgar G. Ulmer, USA 1934, SW, 64'
Chicago Dynamics Excerpt anonym, USA, SW, 5', 16mm
The Fountainhead von King Vidor, USA 1949, SW, 114', 35mm
House von Ray and Charles Eames, USA 1955, Farbe, 11', 16mm
Strangers When We Meet von Edgar G. Ulmer, USA 1934, SW, 64', 35mm
Dreams of Toyland von Arthur Melbourne Cooper, GB 1908, SW, stumm, 5'
Play Time von Jacques Tati, F 1964, Farbe, 126', 35mm
Architecture d'aujourd'hui von Pierre Chenal, F 1930, SW, stumm, 18', 35mm
Mon Oncle von Jacques Tati, F 1958, 116', 35mm
Raumfahrt von Renate Kordon, A 1989, 5', 16mm
Sloane Square von Derek Jarman u. Guy Ford, GB, 10', 16mm
Hus (Haus) von Inger Lise Hanson, USA 1998, 7'30'', 16mm
Basic Bucky: Dymaxion House, Car/Roofs over Cities von Robert Snyder, USA 1966/90, 3'12"
Deux ou trois choses que je sais d'elle von Jean-Luc Godard, F 1966, 95', 35mm, O.m.d.U.
Splitting von Gordon Matta-Clark, USA 1974, 11', 16mm
Kvartal 16 (Block 16) von Vahram Aghasyan, ARM 2003, 4'
La haine (Hass) von Mathieu Kassowitz, F 1995, 95', 35mm
Wonderland von John O'Hagen, USA 1997, 80', 35mm
Architecture of Reassurance von Mike Mills, USA 1999, 24', 35mm
EuraLille by Rem Koolhaas von Richard Copans, F 1994, 22', Beta
Z mojego okna (Aus meinem Fenster) von Józef Robakowski, PL 1999, SW, 20', Beta SP
Visible Cities von Babette Mangotte, USA 1991, 32', 16mm
Das Haus und die Wüste von Anna Farokhi, D 2005, 55', Beta SP
Wild Boy von Guy Ben-Ner, Israel 2004, 17'
Themroc von Claude Faraldo, F 1972, 110', 35mm



Führung des BDA Köln im Rahmen
des Projekts „Wohnen zwischen
den Moden“ durch die Siedlung
Bickendorf von Wilhelm Riphahn

05 revue



Wohnen im Baucontainer: „Projekt Dreißig“ von LHVH Architekten



Ausstellung „RaumTheorie – TheorieRaum“ von Uwe Schröder und Studierenden
der FH Köln

05 revue



Ausstellung „Schatz – 25 Jahre
nach Stollwerck“ im Histori-
schen Archiv der Stadt Köln

05 revue



klang raum garten Köln präsentiert im Stadtgarten:
Giardino Sonoro, Florenz, unterstützt vom Istituto Italiano di Cultura



Videoinstallation „Bitte lass mich bei Rot über die Ampel gehen“ von
Graw Böckler



und verlangen keine Gegenleistung

05 revue



Herman Hertzberger

plan05 akademie

Erich Schneider-Wessling
Über die Aktualität der
Bewegung „Urbanes Wohnen“

Marie-Therese Krings-Heckemeier
Wohnwünsche

Johannes Ernst
Urbanes Wohnen

Herman Hertzberger
Urbane Projekte

Charly Tomassen
Woonatelier Malburgen

Die Ideen des „Urbanen Wohnens“ sind heute aktueller denn je und können sich – im Gegensatz zu 1968 – auf reiche Erfahrungen stützen. Diese konnten an Projekten gesammelt werden, die sowohl direkt als auch indirekt durch die Bewegung „Urbanes Wohnen“ 1968 in Köln entstanden sind. Die Aktualität ist durch die – mittlerweile auch von den Politikern nicht mehr bestrittene – geringe Wohnungsqualität in Deutschland gegeben. Ursache dafür war der Massenwohnungsbau in den kriegszerstörten Städten und später die Landflucht der Bevölkerung. Eine hohe Qualität eines zeitgemäßen Wohnungsbaus kann dadurch erreicht werden, dass die Kommunen Gruppen auffordern, ihr Wohnungsbauprogramm jeweils selbst zu bestimmen. In diesem Zusammenhang hat eine Gruppe engagierter Kölner Bürger Anfang 2006 folgende Wunschliste erarbeitet:

Finanzierung:

- Mietwohnungen, öffentlich finanzierte Wohnungen, selbst genutzte Eigentumswohnungen

Gebäude und Anlagen:

- Wohnanlage mit Grün, Nutzgarten, Spielplatz, Terrasse, Innenhof
- Gästewohnung
- Hausgröße für ca. 10 bis 30 Personen (mind. 3 bis 4 Familien), um Dorfplatz gruppiert
- Barrierefreiheit im ganzen Haus (Aufzug)
- Gemeinschaftsraum, Begegnungsstätte, (Kultur-)Café als kommunikatives Zentrum
- Verwendung von Naturmaterialien für den Bau des Hauses
- Schutz gegen Lärm aus den anderen Wohnungen und Verkehrslärm
- Hobbyräume und Räume für Kinder
- helles Gebäude
- flexible, ausbaufähige Räumlichkeiten, Möglichkeiten zur Umgestaltung
- ökologisch, energiesparend, eigene Energieversorgung, alternative Energien
- Arbeitsräume

Wohnumfeld und Infrastruktur:

- gute Anbindung an ÖPNV
- Stadtrand
- Kontakte knüpfen zur Nachbarschaft und im Viertel
- lebendiges Viertel (z. B. Wochenmarkt)
- Läden, „Tante Emma“ um die Ecke
- kulturelle Angebote in der Großstadt erreichbar

Erich Schneider-Wessling, Architekt Köln
 Über die Aktualität der Bewegung „Urbanes Wohnen“

Zusammenleben:

- gegenseitige Hilfe, Serviceleistungen im und außer Haus
- Ideen und Fähigkeiten einbringen können
- Bewohnerschaft gemischt nach unterschiedlichen Kriterien (Einkommen, Alter etc.)
- Auswahl neuer Bewohner (um den Mix zu erhalten)
- Interesse an Gemeinschaft, Bereitschaft zu gegenseitiger Unterstützung, Toleranz unter den Bewohnern
- Regeln für das Zusammenleben
- Charakter der Bewohner im Vorfeld klären
- Individualität und Rückzug im Wohnbereich und gleichzeitige Möglichkeit sozialer Kontakte
- überschaubare Nachbarschaft
- Problem: Demenzkranke
- kein Studentenheim, aber Studentenwohnungen

Projektstruktur:

- Organisation
- Selbstverwaltung

Auch mehr als 35 Jahre nach den Anfängen des „Urbanen Wohnens“ haben die damaligen Vorstellungen und Ziele offensichtlich noch volle Gültigkeit. Es hat sich sogar eine erhöhte Relevanz durch gesellschaftspolitische, ökonomische, soziale und verkehrspolitische Veränderungen eingestellt, die ich im Folgenden beschreiben möchte:

Der Bedarf an unkonventionell gestalteten Wohnungen für eine steigende Zahl von Single-Haushalten und Patchwork-Familien ist gesellschaftlich anerkannt.

Alleinerziehende sind keine Minorität mehr.

Altenheime sind nicht mehr die einzige Lösung. Der Bedarf an spezifischen Angeboten für alte Menschen, als wesentlicher Mehrheit der künftig umgekehrten Bevölkerungspyramide, wurde erkannt. Die gesellschaftlich Ausgeschlossenen müssen wieder zu Integrierten werden, die ihren Fähigkeiten und Qualifikationen entsprechende Aufgaben übernehmen.

Minderheiten wie Ausländer, Homosexuelle, Behinderte werden als gleichwertige Menschen in die Gesellschaft integriert.

Die Selbstverwaltung der Jugendlichen ist kein Tabu mehr.

Die räumliche Verbindung von Wohnen und Arbeiten ist u. a. durch den selbstverständlichen Gebrauch von Datenverarbeitung und neuen Medien möglich geworden.

Die Mitwirkung der Bewohner bei der Ausstattung der Wohnungen ist bei Versuchsbauten praktiziert worden und ist vorstellbar als fragloses Recht. Dafür wurden Modelle entwickelt, die vom „Wohnbaukasten“ (z. B. Olivgren) über Loftwohnungen und „zuschaltbare“ Räume bis zu Selbstbauvorhaben reichen. Gemeinschaftseinrichtungen, wie im Gästewohnhaus der Alexander-von-Humboldt-Stiftung erstmals experimentell angewendet, werden wieder diskutiert (z. B. Olle Volny, Internationale Begegnungszentren IBZ).

Die Diskussion um die Einschränkung des Individualverkehrs in den Städten ist so virulent, dass sich auch die Automobilhersteller mit neuen Systemen der Verkehrsregulierung (z. B. City-Maut wie in London) befassen müssen.

Die physiologischen Bedürfnisse der Bewohner rücken dadurch ins Bewusstsein, dass Giftskandale zu einer baubiologischen Bewegung geführt haben. Das Geschosseigentum stellt bei →

Finanzierungsmodellen kaum mehr ein Problem dar. Dies war 1968 noch unvorstellbar. Die rückwärts gerichtete Postmoderne, die die Entwicklung einer modernen Bautechnologie fast zum Erliegen gebracht hat, ist bedeutungslos geworden. Moderne Bautechniken, die zu besserer Wirtschaftlichkeit führen, werden wieder diskutiert. Dabei sollte die Umstrukturierung der Vorfertigungsindustrie in den neuen Ländern eine Rolle spielen. Die „Einschaltung der Natur“ (Le Roy) in das baukulturelle Geschehen ist selbstverständlich geworden. Hierfür und im Vorgang der Einbindung der Bewohner in ein gemeinschaftliches städtisches Leben hat der Verein „Urbanes Wohnen München“ besondere Leistungen vollbracht. Dabei ist wieder von Selbstversorgung in Mietergärten die Rede, mit biologischem Anbau versteht sich.

Bei der Finanzierung ist viel erreicht, angefangen von genossenschaftlichen Modellen, die durch den Wohnbund und insbesondere durch Klaus Novy rekultiviert wurden, über Erfahrungen im Selbstbau bis zu Eigentumspatenschaften. Der Trend zurück in die Stadt ist erkennbar, die Zersiedelung der Landschaft durch Einfamilienhäuser als „Bollwerk gegen den Kommunismus“ (Adenauer) ist mittlerweile verpönt.

Neu ins Bewusstsein gerückt sind – ausgelöst durch die ökologischen Katastrophen – Forderungen nach umweltfreundlichem Bauen: Energiebewusstes Bauen, Recycling bei der Entsorgung, sparsamer Energie- und Wasserverbrauch, Gebäude mit großen Bautiefen, Wintergärten bis hin zu Straßen- und Platzüberdachungen sind erprobt. Dachbegrünungen und Binsenkkläranlagen ergeben neue Ansätze bei der Landschaftsgestaltung.

Die einzelnen Ansätze des „Urbanen Wohnens“ sind weit entwickelt, d. h. die Nullserie ist gelaufen, sodass jetzt die Realisierung in großen Serien angegangen werden kann. Dazu ist eine politische Willenserklärung notwendig. Der öffentlich geförderte Wohnungsbau soll nach den Grundsätzen des „Urbanen Wohnens“ durchgeführt werden. Dazu könnten am Anfang ca. 20% der Mittel vierteljährlich nach dem Prinzip „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst“ an Bewerber mit Projekten vergeben werden, die eine besondere Qualität in diesem Sinne einbringen.

Die engen Bau- und Wohnungsbauförderbestimmungen müssen aufgebrochen werden. Die Theorie der „Realen Architektur“, die die Verflechtung der aktuellen Schwerpunkte bei der architektonischen Produktion proklamiert, sollte Grundlage der Architekturausbildung sein. Pseudokünstlerische Moden, die an den Hochschulen kultiviert werden, bringen die Baukultur in der Breite nicht weiter.

Eine von gesellschaftlichen Inhalten her bestimmte Architektur kann sich entwickeln, wenn sich eine demokratische Gesellschaft nicht nur durch Leerformeln im Grundgesetz mit dem Grundrecht auf Wohnraum äußert, sondern dieser Grundforderung Taten folgen, die nicht nur durch Quantitäten, wie in den 60er Jahren, sondern durch die Qualitäten des „Urbanen Wohnens“ bestimmt werden. ←

Erich Schneider-Wessling, Architekt Köln
Über die Aktualität der Bewegung „Urbanes Wohnen“



Beispiele für Urbanes Wohnen:

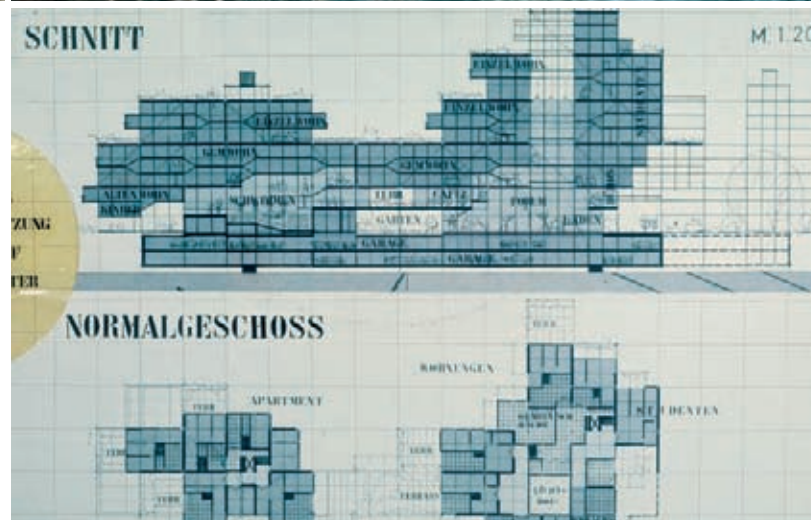
o. l.: Kleine Wohngemeinschaft, Bonn 1972

M. l.: Selbstbau (Arch. Thut), München-Perlach 1974

o. r.: Wohngebäude mit „zuschaltbaren“ Räumen,
Befensterung nach Wunsch der Bewohner,
Gemeinschaftsräume im Gartengeschoss, Bonn 1967

M. r.: Grünes Netz in der Stadtmitte Kaarst, 1988

u. r.: Entwurf „Urbanes Wohnen Köln“, 1969



Selektive Abwanderung aus den Städten

Wenig differenzierte Bauformen in den Städten

Der für das letzte Jahrzehnt typische Bevölkerungsschwund in den Städten bei gleichzeitigem Bevölkerungswachstum in den Umlandgemeinden ist eine Reaktion auf die wenig differenzierten Bauformen der Städte. Die viel beschriebene Stadtfucht ist eine Antwort auf die Angebote in den Städten. Der in den Städten auffällig hohe Anteil der Geschosswohnungen in großen Gebäuden mit vielen Wohneinheiten ist das Ergebnis einer politischen Entscheidung. Internationale Vergleiche zeigen, dass es technisch durchaus möglich ist, in Ländern mit hoher Bevölkerungsdichte und Verstädterung einen überwiegenden Anteil von kleinen Häusern mit ein bis zwei Wohnungen zu realisieren.

Unfreiwillige Abwanderung ins Umland

Empirische Untersuchungen belegen, dass bundesweit unter den Umlandzuwanderern ein hoher Anteil an Haushalten ist, die „unfreiwillig“ ins Umland ziehen, um ihre Wohnverhältnisse zu verbessern. Dass keine grundsätzliche Abneigung gegen die Stadt als Wohnstandort und Lebensraum besteht, zeigen verschiedene Wanderungsmotivuntersuchungen. Ein einheitliches Ergebnis ist, dass ein großer Teil der abgewanderten Haushalte gerne in der Stadt geblieben wäre. Ein nicht unbeträchtlicher Teil reagiert unentschieden auf eine entsprechende Frage. Hieraus lässt sich ein ausreichend großes Potenzial für die Städte ableiten. Insbesondere junge Haushalte mit Kindern, die Wohneigentum erwerben, wählen Standorte im Umland. Die Städte haben nur bei jungen Bewohnern (15 bis unter 25 Jahre) und Ausländern einen Wanderungsgewinn. Die Bewohner, die gerne in den Städten wohnen bleiben würden, sich letztendlich aber für einen

Standort außerhalb der Stadtgrenze entscheiden, suchen in der Regel nach Wohngebieten mit einem hohen Grünanteil und einem kinderfreundlichen Wohnumfeld sowie nach mehr Freiheiten für eine individuelle Bauweise.

Wohnwünsche und Wohnungsangebot nicht im Einklang

In Umfragen zu den Wohnwünschen sprechen sich ca. 80% der Befragten in Deutschland für das Einfamilienhaus aus. Die Präferenzen lassen sich allerdings nur innerhalb der Bandbreite des verfügbaren Angebots verwirklichen. Tatsächlich wohnen nur 45,5% der Haushalte in Deutschland in Ein- und Zweifamilienhäusern, in den Großstädten sind es weniger als 20%

Die Vorteile des Einfamilienhauses schlagen insbesondere bei den Familien zu Buche. Familien brauchen zu Schlafenszeiten Ruhe (in Abhängigkeit vom Alter der Kinder) und verursachen zu anderen Zeiten selbst Unruhe. Das Mehrfamilienhaus und das Leben auf der Etage ist in dieser Hinsicht konfliktträchtig und nachteilig. Das individuell nutzbare Grün des eigenen Gartens, wo die kleinen Kinder unter Aufsicht spielen können, während die Eltern anderen Dingen im Haushalt nachgehen, ist ein weiterer Vorteil des Einfamilienhauses. Das Einfamilienhaus bietet meist nicht nur mehr Wohnfläche (dies wäre auch durch entsprechend große Etagenwohnungen zu leisten), sondern vor allem auch ein größeres Angebot an leicht zugänglichen Nebenflächen in Form von Kellerräumen, Garagen und Dachböden. Im Alltag der Familien ist dies ein weiteres Plus, denn mit der Zahl der Personen steigt auch der Bedarf an Nebenflächen. Auf der Etage müssen diese Nebenflächen entweder zu sehr hohen Kosten in die Wohnung integriert werden oder aber sie rücken relativ weit →

Marie-Therese Krings-Heckemeier, empirica Berlin
Wohnwünsche



o. l.: typisches Kompromiss-Beispiel für Lebensabschnittserwerber an der Peripherie bzw. im Umland

o. r.: akzeptierte Lösung für Lebensabschnittserwerber in zentraler Lage, Kleinparzellierung und Bauherrengruppen, Beispiel Freiburg-Vauban

M. l.: akzeptierte Lösung für Lebensabschnittserwerber in zentraler Lage, Beispiel Berlin

M. r./u. l.: akzeptierte Lösung für rationalen Erwerber in zentraler Lage Beispiel Leipzig, Selbstnutzer-Programm

u. r.: Zukunft in den Städten mit urbanen Wohnformen

von der Wohnung ab, was sich im Alltag mit kleinen Kindern als nachteilig erweist.¹

Wir erleben seit einigen Jahren, dass verschiedene Städte, weil sie u. a. massive Strukturprobleme zu bewältigen haben, sensibel auf die Abwanderung ins Umland reagieren und die Angebote der Nachfrage anpassen. Aufgrund der negativen Folgen der Abwanderung von insbesondere sozial und ökonomisch stabilen Haushalten, wird die Bereitschaft, in den Städten eine nachfragegerechte Wohnungspolitik zu initiieren, zunehmen. Eine zentrale Aufgabe der Zukunft wird es sein, zu prüfen, welche dichten Bautypologien an urbanen Standorten die oben genannte Wohnqualität für Familien erfüllen können.

Orientierung an neuen Erwerbertypen

Laut einer aktuellen Studie, die empirica im Auftrag der Landesbausparkassen durchgeführt hat², gibt es eine Reihe von Erwerbertypen, bei denen nicht mehr in erster Linie emotionale Momente eine Rolle spielen, sondern rationale Kriterien das Verhalten bestimmen. So kaufen viele nicht mehr das Eigenheim fürs ganze Leben, sondern investieren in die „Lebensabschnittsimmobilie“. Ihre Erwartungen unterscheiden sich je nach Lebensphase. Sie suchen ein Objekt und einen Standort, die zur gerade praktizierten Form des Zusammenlebens in der Familie oder mit anderen passen und die dafür notwendige Infrastruktur bieten. Die „Lebensabschnittserwerber“ und die „Weichensteller“ sind sehr rational beim Eigentumserwerb und entscheiden passend zur jeweiligen Lebensphase. Der Lebensabschnittserwerber setzt sich konkret mit dem Erwerb der ersten Immobilie in der Phase der Familiengründung bzw. -erweiterung auseinander und sucht ein familienfreundliches Objekt in einem kinderfreundlichen

Umfeld. Der Weichensteller, ein relativ junger Haushalt, ist ein hoch qualifizierter Akademikerhaushalt, der in der Großstadt lebt und früh Karriere macht. Er erwirbt in jungen Jahren die erste Immobilie, die ihm als Sparanreiz gilt. Auch der rationale Erwerber, der ein Objekt kauft, das ihn finanziell nicht wesentlich mehr belastet als eine Mietwohnung, erwirbt die erste Immobilie relativ früh, wobei er davon ausgeht, dass er diese Immobilie später gegen eine größere eintauscht (sowohl Verkauf als auch Vermietung möglich). Der „Altersindividualist“ sucht eine Immobilie, die aus baulicher Sicht und auch im Hinblick auf gut erreichbare Infrastruktur bis ins hohe Alter genutzt werden kann.

Die klassischen Erwerbertypen – der „Nestbauer“ und der „Selbstverwirklicher“ – sehen die erworbene Immobilie als Eigentum fürs Leben. Der Selbstverwirklicher hat häufig, bevor er seine Traumimmobilie erwirbt, in einer vorherigen Lebensphase schon einmal Wohneigentum erworben. Der Nestbauer plant den Eigentumserwerb schon sehr früh und trifft finanzielle Vorsorge, weil er „Zwischenphasen“ (Kompromiss im Hinblick auf Wunschimmobilie) vermeiden möchte. Da die Nestbauer und Selbstverwirklicher eine sehr emotionale Bindung zu ihrer Immobilie haben und großen Wert auf Qualität und auch Individualität (insbesondere der Selbstverwirklicher) legen, verlassen sie oft „notgedrungen“ die Stadt und erwerben ihr Eigentum im Umland. ←

¹ Das Einfamilienhaus erzeugt einen geringeren Abstimmungsaufwand in der Bewirtschaftung und ermöglicht eine individuellere Bewirtschaftung (z. B. Zeitpunkt und Aufwand für Instandsetzungen). Dies kann gerade für Familien, die eine Vielzahl von zeitlichen und finanziellen Ansprüchen miteinander verbinden müssen, ein weiteres Argument für das Einfamilienhaus sein.

² „Neue Erwerbertypen am Wohnungsmarkt – Motive, Potenziale, Konsequenzen“, empirica-Studie im Auftrag der Bundesgeschäftsstelle der Landesbausparkassen im deutschen Sparkassen- und Giroverband, Frühjahr 2005



Urbane Wohnformen mit Individualität und Flexibilität, Townhouses Friedrichswerder, Berlin 2005

Im ausgehenden 20. Jahrhundert sind die Grenzen und Übergänge zwischen dem traditionellen Gegensatzpaar „Stadt – Land“ oder „Provinz – Zentrum“ nicht mehr eindeutig erkennbar. Das gleiche gilt für die große Zahl unterschiedlichster Lebensformen. Nachdem insbesondere Ende der sechziger und in den siebziger Jahren bestimmten Lebensformen das Ende prophezeit wurde, hat sich die gesellschaftliche Entwicklung gerade ins Gegenteil verkehrt. Eine zunehmende gesellschaftliche und politische Liberalisierung in alle Richtungen, notwendige Flexibilitäten im Niederlassungsverhalten der Bevölkerung und die großen Entwicklungen im Bereich des Informationszuganges sowie der Mobilität haben zu einer offenen, urbanen Gesellschaftsentwicklung geführt: Alles ist Stadt!

Unsere traditionellen Städte erfüllen mittlerweile ein hohes und ausgereiftes Maß an Sicherheit, Hygiene und Sauberkeit, sodass die uralten Ängste vor der „Stadt“ zugunsten eines aktuell hohen Attraktivitätspotenzials verschwinden. Im Gegensatz dazu ist die Entwicklung im suburbanen und ländlichen Bereich hin zu einer größeren Anonymität und einer gleichzeitig damit verbundenen Freiheit unübersehbar und bei der weiteren Betrachtung des Begriffes „Urbanes Wohnen“ zu bedenken. Findet in Zukunft „Stadt“ auf dem „Land“ statt?

Die Vorstellung vom Leben ist das, was uns als Städte- und Wohnungsbauer interessiert, das Allgemeine in Verbindung mit dem Spezifischen, das Kollektive im Verhältnis zum Individuellen. Die Beziehung von individueller Beweglichkeit und allgemeiner Kontinuität. Es gibt heute nun die romantischsten großfamilienartigen Lebensformen in den noblen Bereichen der Altbausubstanz

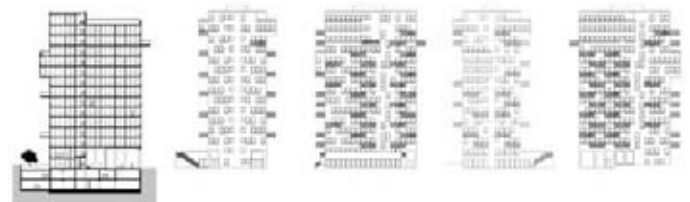
der Innenstädte: Ist das „Urbanes Wohnen“? Der ausgesiedelte Städter auf dem Land in vollkommener Einheit von Programm und Vorstellung, hoch vernetzt und informiert, jederzeit von jedem Punkt der Welt gleich weit entfernt wie der klassische Städter. Ist das auch urban?! Die heterogenen, oft ausländischen Familien in den „idealen“ Vorstädten der siebziger Jahre, wo noch am ehesten die traditionell als großstädtisch konnotierten Umstände wie Anonymität, Masse und Kriminalität dominieren. Urban?

In unserem Projekt Theresienhöhe München steht die hoch verdichtete urbane Mischung unterschiedlichster Nutzungen im Mittelpunkt unseres Interesses: Museumshallen, Bürogebäude, Einzelhandel, Gastronomie, Schule und Kindergarten und ein historischer Park sind die programmatische Grundlage zur Schaffung einer urbanen Wohntypologie. Der städtebauliche Entwurf bezieht sich konzeptionell einerseits auf die Kontinuität der Stadt, auf deren Charakteristika und historische Spuren, integriert andererseits mit Interpretationen der Bauelemente Block, Zeile und Punkt Elemente der Moderne in eine neue Form urbaner Zusammenhänge. Also Corbusiers Vorstellung einer grünen Stadt in einem urbaneren, dichten und dadurch komplexeren Maßstab, wo sich Masse, Luft und Natur in Balance halten. Hierdurch entsteht für die Konzeption des Wohnens eine experimentelle Ausgangslage. Der Wohnturm befindet sich auf dem dichtesten Baufeld des gesamten Quartiers, gemeinsam mit der Hauptverwaltung einer Unternehmensberatung und dem Bau eines Versicherungskonzerns sowie nach Osten mit den historischen Ausstellungshallen des Deutschen Museums. In den beiden ersten Geschossen sollte eine Kinderkrippe entstehen. Die dichte Gebäudekonstellation lässt eine herkömmliche →

Johannes Ernst, Steidle + Partner Architekten München
Urbanes Wohnen



links: Olympisches Dorf, Turin 2000–2003
rechts: Wohnturm Theresienhöhe, München 2003–2005



Abstands- und Außenraumbildung nicht zu, jedoch sind es zum qualitativ hochwertigen historischen Bavariapark nur wenige Schritte. Die Grundrisskonzeption und die Architektur des Turmes thematisieren diese sehr urbane Ausgangslage: Die Erschließung der Wohnungen erfolgt über eine großzügige, zweigeschossige Eingangshalle. Das Normalgeschoss besteht aus sechs Modulen von je 50 qm, welche komplett stützenfrei ausgeführt sind. Die einzelnen Module sind kombinierbar, sodass Wohnungen mit freiem Grundriss von bis zu 150 qm entstehen können und somit eine Vielfalt unterschiedlicher Wohnformen (Single, repräsentativ, Familie, konventionell, experimentell) möglich sein wird. Im Kopfbereich des Gebäudes schieben sich in drei Richtungen markante, schubladenartig herausgezogene Erker aus dem Volumen heraus, welche dem Gebäude eine signifikante Charakteristik verleihen und gleichzeitig Raum bieten für große, loftartig nutzbare Wohnungen. Als Ausgleich für die nicht vorhandenen privat nutzbaren Hofflächen erhält jede Wohnung eine Art Hof oder Garten vor der Türe: ein 12 qm großer Balkon im Anschluss an Wohnzimmer und Küche, welcher ähnlich wie ein Hof eine halböffentliche Zone am Haus bildet. Die versetzte Anordnung der Balkone verhindert eine vollkommene Privatheit und ermöglicht gleichzeitig ein kommunikatives Potenzial, welches im Normalfall den Schwachpunkt des Wohnens in einem Turm darstellt. Die Fassade des Turmes nimmt die rasterartige Erscheinung des benachbarten Bürogebäudes auf und variiert diese mit den wohnungsbautypischen Elementen unterschiedlicher Fenstergrößen und Balkone.

Im Mittelpunkt unseres Wohnprojekts für das Olympische Dorf in Turin stehen die Themen Kommunikation, Einheit und Vielfalt

sowie Flexibilität. Das Olympische Dorf ist in seiner räumlichen Ausbildung eine Weiterentwicklung des Projekts Theresienhöhe. Nachdem wir bereits in München mit der offenen, schachbrettartigen Struktur gearbeitet haben, ergab sich hier die Chance einer komplexeren, baulich differenzierteren Ausbildung eines neuen Stadtquartiers. Inmitten der tatsächlich grauen industriellen Vorstadt, in direkter Nachbarschaft zur legendären Fiat-Fabrik Lingotto, fanden wir ein langes, handtuchartiges zwischen Stadt und Bahnflächen gelegenes Grundstück vor. Ähnlich wie in München ist ebenfalls die Nachbarschaft zu historischer Bausubstanz, den feinen Betonkonstruktionen des Turiner Obstgroßmarktes von 1934. Im Rahmen der Spiele sollten diese zu einer internationalen Zone umgebaut und restauriert werden. Der Bereich des Wohnens umfasst 2.600 Athletenbetten. Im Anschluss an die Spiele sollen diese in Wohnungen unterschiedlicher Größe umgewandelt werden. Unser Gesamtentwurf für das Olympische Dorf der Winterspiele 2006 bezieht sich in seinem Aufbau auf die städtische Tradition Turins und thematisiert hieraus eher den Gedanken einer „Olympischen Stadt“. Die Integration verschiedener architektonischer Handschriften in Form von „Gästehäusern“ der mit uns befreundeten Architekten Hilmer Sattler und Albrecht, Krischanitz und Frank, Ortner und Ortner sowie Diener und Diener in das offene, aber städtebaulich strenge Gerüst eröffnet die Chance, eine aufmunternde Vielfalt zu erzeugen. Vielfalt nicht nur auf der Ebene der architektonischen Erscheinung, sondern vor allem in Hinblick auf unterschiedlichste zeitgenössische Wohn- und Grundrisskonzeptionen. Die hier erzeugte Vielfalt hat die Qualität einer Bauausstellung aktueller Wohntendenzen. Die Beziehung von urbaner Einheit in Verbindung mit einem hohen Maß an architektonischer und konzeptioneller Individualität →

Johannes Ernst, Steidle + Partner Architekten München
Urbanes Wohnen



Lenbach-Gärten, Wettbewerbsentwurf für München 2003



spiegelt die Beziehung der „Gemeinschaft“ der großen Olympischen Familie zum individuellen Erfolgsstreben des einzelnen Sportlers wider. Ausgangspunkt dieser Häuser war ein von uns bereits entwickeltes statisches System, das Stützen und Lage der Kerne bereits definiert hatte. In der Autostadt Turin würde man von Fahrwerk und Chassis reden. Die seit der Moderne immer wieder beschworene Systematisierung des Bauens bei einer gleichzeitig maximalen inneren Flexibilität und differenzierten äußeren Erscheinungsform konnte hier umgesetzt werden.

Die Architektur unserer Häuser lehnt sich in Maßstab und Typologie an das große italienische Stadthaus an und interpretiert dessen Elemente aus heutiger Sicht. Die äußere Gestalt wird dominiert von einer klaren körperhaften Erscheinung, großen, leicht versetzt angeordneten Fenstern und einer stark durch Staffelung und Rücksprung geprägten Dachlandschaft. Den architektonischen Abschluss bildet ein unterschiedlich weit auskragendes Vordach. Im Inneren des Hauses haben wir besonderen Wert auf die internen Kommunikationsgefüge gelegt. Die große Eingangshalle bietet die Möglichkeit zur Versammlung, der vielfältig durch das gesamte Haus geführte Erschließungsweg ermöglicht den Benutzern und Bewohnern eine zwanglose Begegnung im Gehen. Hier entstehen die für die Kommunikation unabdingbaren Zwischen-Räume und Knotenpunkte im Erlebnisgefüge der Architektur, wo sich Privates und Öffentlichkeit gleichsam auf halbem Wege überschneiden. Die Wohnungstypen sind vielfältig und individuell. Im Bereich des Sockels befinden sich zweigeschossige Wohnungen mit eigenen Eingängen, eine Art Haus-im-Haus-Prinzip. Die Geschosswohnungen im Mittelteil des Gebäudes sind immer mindestens über eine Ecke organisiert und erhalten

einen großen eigenen Balkon. Keine der Innenwände hat tragende Funktion, sodass insbesondere in der postolympischen Phase vielfältige Nutzungsmöglichkeiten entstehen. Die bis ins 4. Obergeschoss kubisch abgetreppte und die Erscheinung des Hauses charakterisierende Dachlandschaft ermöglicht eine Vielzahl von Wohnungen mit großen Terrassen und Freibereichen.

Während das Olympische Dorf an der Schnittstelle Vorstadt-Innenstadt angesiedelt ist und dies auch thematisch so behandelt wird, befindet sich das Projekt der Lenbach Gärten im Zentrum Münchens in Sichtweite des Hauptbahnhofes. In einem städtebaulichen Rahmenplan der Architekten Hilmer, Sattler und Albrecht haben wir einen Block entwickelt, der aus fünf grundverschiedenen Haustypen entsteht: Loft, Palazzo, Büro, geförder-tes Wohnen und Stadthaus. Im Gegensatz zur interpretierbaren, offenen Grundstruktur eines flexiblen Gerüsts werden hier sehr spezifische Wohnwelten entwickelt. Aufgrund des Standortes innerhalb der Stadt sind alle konzipierten Typologien im Hochpreissegment angesiedelt. Jedoch zeigt sich bei diesem Beispiel sehr deutlich, dass innerhalb dieses Bereiches wiederum unterschiedlichste Wohn- und Lebensvorstellungen realisiert werden können, teilweise Lebensformen, die bisher im alternativen Bereich angesiedelt waren. Die Rückkehr des Wohnens in diese Stadtbereiche stellt an sich eine Qualität dar, wie auch die Integration von Bevölkerungsteilen in die Innenstadt, welche bislang in Villenvororten zurückgezogen gelebt haben. Das Wesen und die vitale Qualität der Stadt beruhen auf einem dichten Nebeneinander unterschiedlichster Bevölkerungsgruppen und deren gegenseitiger Inspiration und Motivation. Im Loftgebäude befinden sich mehrgeschossige Wohnungen mit freier Grundrissauf-

teilung und großen Lufträumen. Die Fassade trägt dieses innere Raumkonzept über ein unregelmäßiges Raumgitter nach außen und vermittelt so dem öffentlichen Raum ein Stück der inneren Zusammenhänge. Der Palazzo verfolgt ein dem klassischen Altbau entlehntes Raumkonzept mit gleichwertigen großzügigen Raumfolgen. Die äußere Erscheinung folgt diesem Konzept in Form einer Lochfassade mit stark betonten Fensterrahmen. Das Bürogebäude verbindet diese beiden Erscheinungstypologien durch ein geordnetes, jedoch stark aufgelöstes Fassadenraster und eine maximale innere Flexibilität.

Es wird deutlich, dass sich die Entwicklung des Städtebaus und damit verbunden die Entstehung von Wohnraum auf Qualitäten beziehen müssen, welche nicht alleine aus dem Programm und der jeweiligen Zeit, sondern vielmehr aus dem geschaffenen und nutzbaren Raum abgeleitet werden. Wir können als Architekten keinen bis sehr wenig Einfluss auf allgemeine politisch-wirtschaftliche Entwicklungen nehmen, wir können diese jedoch aufgreifen, verdichten und ihnen Form bzw. Raum geben. Deshalb

ist für uns Städtebau gleich Wohnungsbau, das Ziel ist die bewohnbare Stadt und das bewohnbare Gebäude. Unabhängig von der Funktion. Ein Bürohaus zum Wohnen, ein Wohnhaus zum Arbeiten. Aus dem Städtebau kommen die gemeinsamen Räume: Platz, Straße, Gasse, Hof, Park. Hieraus entstehen Charakter und Atmosphäre. Diese Räume werden gebildet durch Architekturen, jeweils neu und immer anders. Auf den Ort bezogen und gleichzeitig abstrahierend einem allgemeinen Prinzip folgend. In diesen so entstehenden offenen Räumen – sei es der öffentliche Raum, der private Hof, der nicht determinierte Zwischenraum – trifft städtische Raumkontinuität auf individuelle Fortschreibung des jeweiligen Projekts und wird dadurch zu einer vorwärts gerichteten Bewegung. Sie sind der Ort für das sich stetig verändernde gemeinschaftliche Leben. Der Ort für Begegnung und Austausch. Dies setzt sich in den Architekturen fort. Eingang, Erschließung, Wohnungstypologie, Fassade und Balkon: Alles Schnittstellen öffentlich-privater Aktivitäten und gleichzeitig die prägenden architektonisch-räumlichen Elemente. ←



Olympisches Dorf, Turin (Entwurfsansichten)

Ich bin immer auf der Suche nach Formen oder Entwürfen, die sich für mehr als einen Verwendungszweck eignen. Es gibt ein Wort dafür: Formen mit großer „Kompetenz“ – Kompetenz im Sinne einer potenziellen Möglichkeit, einer Fähigkeit. Ich versuche, diese Kompetenz in die Architektur einzubetten, sozusagen die Batterien der Architektur neu aufzuladen. „Kompetenz“ steht der „Leistung“ gegenüber; Kompetenz und Leistung sind stellvertretend für die eigentliche bauliche Struktur und ihre Ausgestaltung.

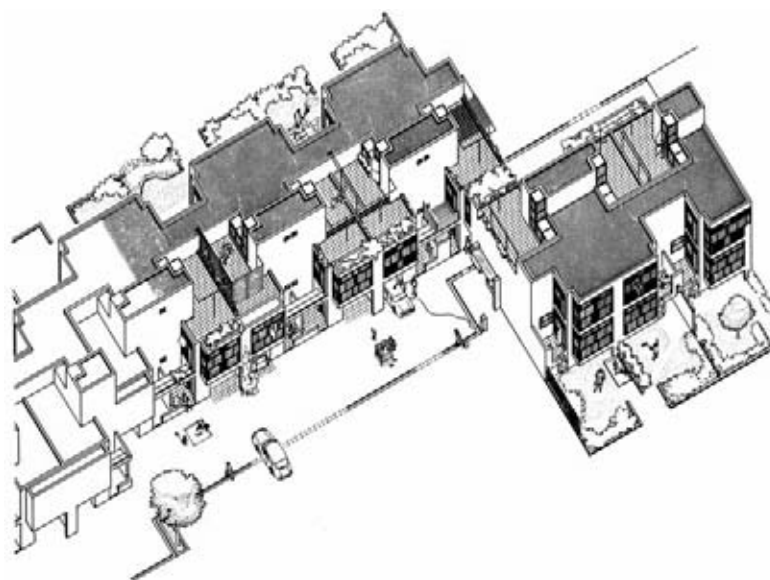
Die **Diagoon-Wohnhäuser in Delft**, entworfen 1964–65, protestieren gegen das unbeugsame Programm eines Hauses, gegen die Vorstellung, dass soundsoviel Quadratmeter diesem und soundsoviel Quadratmeter jenem Zweck dienen müssen. Die Voraussetzungen für einen Auftrag basieren immer auf der Idee, dass wir wissen, wie Menschen leben – daran hat sich seit den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts nichts geändert. Stattdessen sollten wir lieber von individuellen Entscheidungsmöglichkeiten ausgehen. Mein Fehler bestand wahrscheinlich darin, die Betonung zu stark auf das Konzept der individuellen Interpretation zu legen; dabei hat auch der Faktor Zeit eine große Rolle gespielt. Ich hätte die ganze Geschichte damals vom zeitlichen Standpunkt her erzählen sollen – und das werde ich jetzt nachholen. Die Entwürfe der Häuser in Delft sind nichts anderes als eine Übung, wie man dasselbe Gebäude auf 100 verschiedene Arten interpretieren und ausgestalten kann. Wenn plötzlich ein Gartenhaus auf dem Dach steht, stellt dies eine Herausforderung an den Standpunkt des Architekten dar, vor allem in ästhetischer Hinsicht. Wir Architekten sind viel zu sehr darauf bedacht, die perfekte Form zu finden – d. h. die in unseren Augen perfekte Form –, doch wenn wir in dieser Richtung weiterdenken, müssen

wir uns von der Idee lösen, dass wir die Einzigen sind, die über das Endergebnis entscheiden. Es ist wie bei der Stadtplanung: Natürlich kann man entscheiden, wo eine Straße verlaufen soll, aber man kann nicht bestimmen, wie sie letztendlich aussehen wird. Im Verlauf von 50 Jahren wird sie sich vollständig verändern. Jede Straßenecke wird einem Wandlungsprozess unterworfen, vom Wohnhaus zum Ladenlokal oder umgekehrt. Als Stadtplaner kann man nur darauf hoffen, dass der eigene Straßenentwurf in planerischer Hinsicht respektiert wird – diese Hoffnung wird einem gegönnt. Und die entsprechende Denkweise strebe ich auch im Bereich der Architektur an. Bei den Häusern in Delft entschieden wir uns dafür, die Fensterrahmen schwarz zu belassen, um einen Kontrast zu dem zu erzwingen, wie die Bewohner unserer Erwartung nach ihre Häuser gestalten würden – damals ging ich nicht davon aus, dass sie schwarze Farbe nehmen würden. Doch die Bewohner erwiesen sich dem Architekten gegenüber als so respektvoll (viel respektvoller, als ich angenommen hatte), dass sie ebenfalls Schwarz verwendeten – womit letztlich unklar blieb, ob der Architekt für das Design verantwortlich war oder nicht.

Ein anderes Beispiel findet man in der **indischen Stadt Jaisalmer**. Dort gibt es Gebäude, ursprünglich Paläste, die heute als Wohnhäuser genutzt werden. Jedes dieser Gebäude hat einen „zeitlich unbegrenzten“ Grundriss, und die Bewohner leben darin wie Nomaden. Sie bewohnen unterschiedliche Bereiche des Bauwerks, immer im Hinblick auf den Stand der Sonne und den Einfall des Lichts; sie ziehen von Raum zu Raum, je nachdem, wieviel Licht und Luft sie benötigen. Letztlich handelt es sich bei diesen Gebäuden um offene Skelette, in denen genug Platz für Veränderungen gegeben ist. →

Herman Hertzberger, Architekt Amsterdam

Urbane Projekte



Diagoon-Wohnhäuser in Delft, 1964–65

Bei einem **Wohnbauprojekt in Düren**, wo die Umgebung aus einem riesigen Meer freistehender Häuser bestand, entschieden wir uns für eine größere Form, die den in der Ausschreibung vorgegebenen unterschiedlichen Wohnungstypen genügend Platz bot. In diesem Falle besaß die große Form die Kompetenz und genügend vielfältiges Ausgestaltungsmaterial, um die Leistung zu bestimmen.

In **Capelle aan den IJssel**, nordöstlich von Rotterdam, realisierten wir ein Wohnbauprojekt mit Dachterrassen, die einen freien Ausblick über den Flussdeich boten. Diese Dachterrassen wurden mit einer architektonischen Umhüllung entworfen – d. h. die Matrix der offenen Terrassen kann von den Bewohnern frei ausgestaltet werden, theoretisch auch mit einem zusätzlichen Raum. Beim Entwurf von Gebäuden, und vor allem von Wohnhäusern, sollte man immer versuchen, Themen zu finden, die von den Nutzern interpretiert und ihren Bedürfnissen angepasst werden können.

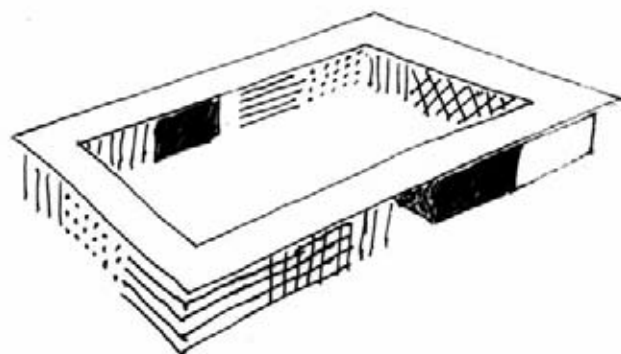
In **Almere** umfasst jedes Haus eine bauliche Einheit und einen intermediären Raum, der ganz nach Wunsch gestaltet werden kann. Der umbaute Teil enthält alles, was man braucht; der leere Raum lässt sich individuell interpretieren. In Diagrammform gesehen, erhält man eine determinierte Zone und eine interpretierbare Zone in Gestalt eines gläsernen Wintergartens, mit all den Herausforderungen, die ein solcher Raum mit sich bringt. Wenn ich mir heute ansehe, wie die Bewohner mit dieser Herausforderung umgegangen sind, muss ich zugeben, dass ich ein wenig enttäuscht bin. Ich bin ein Kind der sechziger Jahre: Damals stellte man sich Herausforderungen mit großer Energie, doch heute sind die Menschen faul geworden, und außerdem leben

sie unter äußerst komfortablen wirtschaftlichen Bedingungen. Dennoch bin ich davon überzeugt: Wenn man in einem Jahr wieder nach Almere zurückkehrt, wird sich dort viel verändert haben. Letztlich geht es also vor allem darum, dass man als Architekt nicht nur für einen Zustand planen sollte, sondern für viele verschiedene – dies lässt sich am ehesten mit den Worten Polyvalenz, Kompetenz und Leistung umschreiben. Als Architekt muss man sich ständig der Tatsache bewusst sein, dass alles, was man erschafft, offen sein muss für neue, zukünftige Interpretationen.

Wohnbauprojekte mit Hofanlagen

Unsere Wohnbauprojekte mit Hofanlagen sind ein Versuch, Alternativen zu finden, die zu einer stärkeren räumlichen Kohäsion in der modernen Stadt führen, ohne dabei auf das Konzept des traditionellen Wohnblocks zurückgreifen zu müssen. Anhand einer Reihe von – durchaus unterschiedlichen – Beispielen können wir ein Bild eines urbanen Platzes skizzieren, der von Wohnbauten umschlossen wird: Dazu gehören u. a. die Places des Vosges in Paris, das Amphitheater in Lucca und das Palais Royal in Paris. Bei den folgenden Projekten an völlig unterschiedlichen Orten setzt man sich mit dem Prinzip der von innen nach außen gedrehten Wohnblocks auseinander, die als urbaner Kern in eine hauptsächlich grüne Umgebung platziert wurden.

Middelburg, die Hauptstadt der niederländischen Provinz Zeeland mit ihrem mittelalterlichen, von Wassergräben und Befestigungsanlagen umgebenen Stadtzentrum, ist im Laufe der Jahrhunderte in verschiedene Richtungen erweitert worden. Unser Konzept ist für das neue Wohngebiet Verse Poort gedacht, das zum einen ein urbaner Sprössling des ursprünglichen Stadtkerns sein soll, →



oben: Wohnbauprojekt Almere, 1998–2002
 unten: Wohnbauprojekt Düren, 1993–1996

zum anderen das Grün der umgebenden Landschaft in seine Mitte integrieren will. Der Auftrag machte zusätzlich zur Bedingung, dass etwa die Hälfte aller Wohneinheiten freistehende Häuser im Grünen sein müssten. Die übrigen Einheiten werden zu sieben urbanen Kernen gruppiert, die aus von innen nach außen gedrehten Wohnblocks bestehen und bei denen hauptsächlich Stein dominiert. Diese Kerne sowie die zentrale Wasserfläche bilden den Nukleus des neuen Vororts. Die Gärten wurden an die Außenseite der Blöcke versetzt, wo sie einen Grüngürtel bilden, der den öffentlichen Park und die freistehenden Einzelhäuser umschließt.

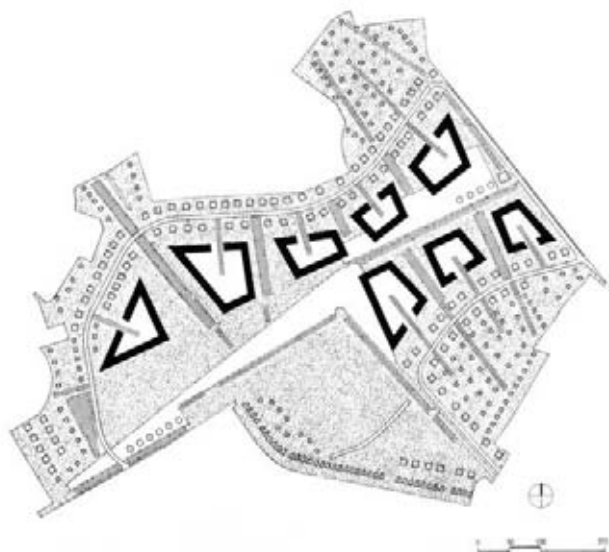
Der Auftrag, ein bauliches Konzept für das frühere Ausstellungsgelände **Theresienhöhe im Zentrum Münchens** zu entwickeln, verlangte eine Erhaltung des großen keilförmigen Grüngelands, das bis ins Stadtzentrum vordringt und in der typischen ovalen Grünfläche der Theresienwiese endet. Zusätzlich musste die Bebauungsstruktur, die den Grünkeil von diesem ovalen Leer-raum abzutrennen drohte, angepasst werden. Auch in diesem Fall konnten die im Grunde widersprüchlichen Ziele miteinander in Einklang gebracht werden, indem man die Grünzone rund um die großen Wohnblocks intakt ließ und sie wie Inseln in dieses Grün einbettete. Eine Kritik an diesem Konzept lautete, dass es das charakteristische Bild des urbanen Zentrums von München – rechtwinklige Straßen zwischen massiven Häuserblöcken – negativ beeinflussen würde und dass die explizite Urbanität der Stadt darunter leiden würde. Ganz offensichtlich begriffen die Kritiker das Konzept eher als eine Siedlung oder eine suburbane Wohnkolonie denn als Stadt. Doch zu den Kriterien des heutigen Wohnens gehören nun einmal größere Abstände zwischen den

Gebäuden, und es gibt keine pittoresken Eckkneipen oder Tante-Emma-Läden mehr. Mit anderen Worten: Das charakteristische Bild einer solchen Stadt ist eine Illusion – egal, wie man es betrachtet, und wir müssen schnell neue Bilder finden, damit derartige Illusionen nicht für eine Fehlentwicklung nach der anderen sorgen. Realisiert wurde ein Entwurf des Architekturbüro Steidle und Partner, das von Johannes Ernst auf Seite 38 vorgestellt wird.

Wann immer ehemals freies Land bebaut wird, lautet eine der Vorgaben an die Planer, so viel wie möglich vom ursprünglichen Charakter zu erhalten. Aus diesem Grund können die Resultate auch kaum als unverfälschte Urbanisierung bezeichnet werden. Die unmittelbare Nähe offener grüner Flächen wird denn auch als die wichtigste Qualität derartiger Lebensräume gerühmt. Bei dem Projekt Elisabethhöhe in Berlin Pankow haben wir versucht, umschlossene urbane Räume zu schaffen, die wie Inseln in einem Areal liegen, in dem ansonsten alles unternommen wird, die enge Verbindung zu seiner Umgebung zu erhalten. Unser Entwurf für Berlin-Pankow ist über eine zentrale Mittelachse zugänglich, von der aus Wege in die einzelnen Innenhöfe der Wohnanlagen führen. Auf diese Weise durchzieht die umgebende Natur den Entwurf, ohne von großen Hauptstraßen durchtrennt zu werden. Bei den Projekten in Middelburg und München lag der Schwerpunkt auf dem Parkland im Zentrum, sodass ein Design mit kreisförmigem Zugang nahe lag, von dem aus Wege ins Innere führten. Neben der guten Zugänglichkeit für motorisierten Verkehr bieten alle drei Entwürfe ein Netzwerk aus Wegen für Fußgänger und Radfahrer, das die „Wohninseln“ und Wohnblocks durchschneidet und dadurch die Illusion einer völligen Abkapselung von der Außenwelt aufhebt. ← (aus dem Englischen übersetzt von Heinrich Koop)

Herman Hertzberger, Architekt Amsterdam

Urbane Projekte



Konzeptentwicklung und Masterplan für das
Wohngebiet Verse Poort, Middelburg 1995

Das Institut FORUM in Utrecht befasst sich mit der Schaffung von Instrumenten, die die Integrationsmöglichkeiten von ethnischen Minderheiten in den Niederlanden verbessern sollen. Ein wichtiges Element ist in diesem Zusammenhang das Projekt „woonateliers“, das Planungsworkshops initiiert, organisiert und moderiert, um die Bewohner von unterschiedlicher ethnischer Herkunft eines Quartiers gleichberechtigt an Planungsprozessen zu beteiligen. In diesen „woonateliers“ sind alle betroffenen Nutzergruppen vertreten, die gemeinsam mit Architekten, Stadtplanern, Vertretern des Wohnungsunternehmens oder der Stadt die Planung eines Projektvorhabens entwickeln. Diese partizipativen Prozesse werden von Mitarbeitern des FORUMS begleitet und gesteuert.

Dabei werden folgende Ziele verfolgt:

- verbessertes Image des Stadtteils und des Gemeinwesens (Makel des Problemviertels mit hoher Kriminalität muss verschwinden)
- bessere Umfrageergebnisse in den Bereichen Sicherheit, sozialer Zusammenhalt und Lebensqualität
- ausgewogenere Sozialstruktur und soziales Klima (verbesserter/gestärkter sozialer Zusammenhalt)
- ein sicheres Wohnumfeld
- Konzeption bevorzugter Wohnumfelder, vor allem in Hinblick auf den Einfluss anderer Kulturen
- Einrichtungen für Gesundheit, Aktivitäten und Bildung (Geschäfte, ganzheitliche Stadtteil-Schule, Sporteinrichtungen)
- Ein Gemeinwesen mit einer gesunden Zukunft

Inzwischen konnten auf diese Weise eine Reihe von Projekten in verschiedenen niederländischen Städten erfolgreich realisiert werden. Ein preisgekröntes Beispiel ist die Entwicklung und Revitalisierung des Stadtteils Malburgen in Arnhem.

Mit seinen 141.500 Einwohnern zählt Arnhem zu den insgesamt 26 Mittelstädten in den Niederlanden. Die Stadt liegt am Rhein und hat im Vergleich zu anderen mittelgroßen niederländischen Kommunen einen relativ hohen Prozentsatz an Arbeitslosen (12%) und ethnischen Minderheiten (22%). In Bezug auf die Arbeitsmarktsituation zeichnet sich Arnhem durch relativ hohe Beschäftigungszahlen bei Menschen mittleren und höheren Bildungsgrades aus. Dagegen finden sich für Menschen mit geringerer Bildung immer weniger Arbeitsplätze.

Der Prozentsatz von Hauseigentümern und Mietern liegt bei 37% bzw. 63%. Im Jahr 2004 stimmte die Kommunalverwaltung einem Thesenpapier zu, das sich mit den wichtigsten Herausforderungen an die Sozialstruktur der Stadt Arnhem in naher Zukunft befasst und das den Titel „City in Balance“ (Stadt im Gleichgewicht) trägt.

Zu diesen wichtigsten Herausforderungen zählen:

- Integration ethnischer Minderheiten
- Verringerung sozialökonomischer Segregation
- sichere Viertel
- Stärkung des sozialen Zusammenhalts und aktive Beteiligung an der Gesellschaft

Die Situation in Malburgen ist problematischer als in Arnhem insgesamt. Dieses im Süden der Stadt gelegene Viertel am Südufer des Rheins wurde nach 1945 errichtet, wobei Teile bereits in der Zeit zwischen 1935–1940 entstanden. →

Charly Tomassen, Stadtverwaltung Arnhem

Woonatelier Malburgen



oben: Situation in Arnhem und Symposium mit Anwohnern, Politikern und Fachleuten
Mitte: Akteure und Aktivitäten
unten: Jugendzentrum, Begegnungsstätte, Workshop

Mit seinen 17.500 Einwohnern bildet Malburgen das größte Viertel der Stadt Arnhem. Die aktuellen Daten lauten:

Einwohner	17.500
Haushalte	7.426
Häuser (Eigentum)	15%
Häuser (Miete)	85%
Häuser mit Gärten	45%
Mietshäuser	55%
Prozentsatz der Arbeitslosigkeit	28%
Prozentsatz ethnischer Minderheiten	40%

In der jüngsten Vergangenheit – also etwa bis zum Beginn der 1980er Jahre – war Malburgen eine ausgeglichene Kommune mit vorrangig Mittelstands-Haushalten. In den 1980er und 1990er Jahren entstanden um Malburgen herum neue Viertel mit Häusern, die den modernen Standards und Ansprüchen eher genügten als die Häuser in Malburgen, die dies nicht zu bieten vermochten. Im Grunde handelte es sich um ein sehr monotones Viertel, das einen Wechsel zu höherwertigen Häusern innerhalb des Stadtteils nahezu unmöglich machte. Dies führte zu einer Abwanderung finanziell besser gestellter Familien, die sich die höheren Mieten in den neuen Wohnvierteln erlauben konnten oder dort sogar Häuser erwarben. Malburgen konnte diese Mobilität, diesen „Aufstieg auf der Wohnungsleiter“ nicht bieten und erwarb sich so in der Region im Laufe der Zeit einen sehr schlechten Ruf – ein Stadtteil, der nicht sicher war und keine guten Lebensbedingungen bot. Und dieses Bild verstärkte das wachsende Ungleichgewicht zusätzlich. In einem Zeitraum von 10 bis 15 Jahren durchlief Malburgen eine Negativentwicklung hin zu einem der Problemviertel in Arnhem.

Diese Situation war für die Kommunalverwaltung und die Einwohner der Anlass zur Gestaltung eines Stadtteilentwicklungsplans für Malburgen. Das Viertel musste gestärkt werden, und das Hauptziel bestand darin, ein stabiles und ausgeglichenes Gemeinwesen zu schaffen, mit einer guten Mischung von Einkommensgruppen und einer soliden Basis für wirtschaftliche, soziale, Gesundheits- und Bildungseinrichtungen. Außerdem sollte das Viertel für Zuzügler attraktiv sein. Doch wie sollte eine solche Transformation realisiert werden? Das wachsende Interesse der Regierung in Den Haag für die sich rapide verschlechternde Situation in Vierteln wie Malburgen, die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entstanden, erwies sich als sehr vorteilhaft. Bis dahin hatten sich die Bemühungen der Regierung fast ausschließlich auf ältere Stadtteile aus dem 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts konzentriert.

Zu den wichtigsten Aspekten dieses Stadtteilentwicklungsplans gehören:

- Differenzierung innerhalb der Wohnsituation (für unterschiedliche Einkommensgruppen und auch für Gruppen mit höherem Einkommen)
- Verschiebung im Verhältnis Mietwohnungen zu Eigentum von 85%:15% zu 65%:35%
- Schaffung neuer Gemeinschaftseinrichtungen (inkl. neuer Stadtteil-Schulen)
- Stärkung der sozialen Strukturen und des sozialen Zusammenhalts durch Förderung und Durchführung eines Sozialprogramms
- Stärkung der wirtschaftlichen Strukturen des Stadtteils, z. B. durch die Förderung neuer Geschäftsgründungen
- Schaffung von Einrichtungen für die Stadtteil-Selbsthilfe und zur Förderung der Fähigkeiten der Bewohner (Hilfe zur Selbsthilfe)

Die Einwohner von Malburgen waren bei diesem Prozess von Anfang an eingebunden. Dies führte zu der Schaffung einiger Grundlagen, die bei der Entwicklung dieses Stadtteilentwicklungsplans berücksichtigt werden mussten:

- die Einwohner sind gleichberechtigte Partner bei der Entwicklung des Programms
- die Planung muss von unten nach oben stattfinden (im Gegensatz zur üblichen Vorgehensweise, bei der von oben herab entschieden wird)
- die Planung muss interkulturell angelegt sein
- Teilnahme ethnischer Minderheiten
- Möglichkeiten der Innovation und der Erprobung neuer Methoden müssen gegeben sein
- eine integrale Planung (physikalisch, sozial und ökonomisch) muss gewährleistet sein

Bei der Umsetzung der sozialen Aspekte des Entwicklungsplans spielte die Innovation eine bedeutende Rolle: Nur dank der Möglichkeit zu Experimenten und zur Erprobung neuer Methoden kam es überhaupt zur Gründung der Woonateliers Malburgen. Diese Ateliers bieten den Einwohnern im kleinen Rahmen die Gelegenheit, an der Debatte um die Erneuerung und Entwicklung ihres Stadtteils und des Gemeinwesens teilzuhaben, und zwar vorzugsweise in einem multikulturellen Rahmen.

Einige Ergebnisse des Projekts Woonatelier Malburgen waren:

- Realisierung eines Jugendzentrums (The Splash) und eines Videoclips
- Realisierung von zwei Musterhäusern (entwickelt im Rahmen des Ateliers „Bevorzugte Wohnumfelder“ und von der Wohnungsbaugesellschaft realisiert)

- Aufführungen des Stadtteil-Theaterprojekts (Stadtteil-Soap)
- Realisierung eines Mutter-Kind-Zentrums (Begegnungs-, Bildungs- und Selbsthilfestätte)
- Realisierung eines digitalen Stadtteil-Medienzentrums
- Realisierung von Kunstinstallationen im öffentlichen Raum
- Begegnungs- und Kontaktprojekte (Förderung und Unterstützung interkultureller Nachbarschaftskontakte)
- „Reden ist Gold“ (Nachbarschaftstreffen)
- Lifestyle-Projekte
- mehr Engagement für die Umwelt (weniger Müll auf Straßen und Plätzen)
- Hilfe bei Problemen hinter der Türschwelle (in verschiedenen Teilen des Viertels werden alle Haushalte regelmäßig besucht, Probleme und Lösungsansätze gesammelt und mögliche Lösungen besprochen)
- zusätzliche Programme in der Grundschule (nach Schulschluss, mit dem Ziel, die Kinder vom Herumstreuen im Viertel abzuhalten)

Im Juni 2005 erhielten die Malburgen-Organisatoren bei einem landesweiten Kongress in Den Haag unter dem Thema „Stadtteil-Entwicklung unter Partizipation der Einwohner“ eine Auszeichnung. ←

(aus dem Englischen übersetzt von Heinrich Koop)



plan05 wohnvisionen

Manuel Herz / Ines Weizman
Reconsidering Utopia(s)

Juan Pablo Molestina
Gelebte Utopie?

BDA Bund Deutscher Architekten
Köln / Andreas Fritzen
Wohnen zwischen den Moden

Historisches Archiv der Stadt Köln
Schatz – 25 Jahre nach Stollwerck

Das utopische Projekt

Die Geschichte der Utopien ist die Geschichte der Vorstellungskraft und der Fantasien, die die Gegenwart ablehnten, um eine bessere Zukunft zu erreichen. Die utopische Literatur hat sich seit der Moderne intensiv mit Vorstellungen von einer besseren, sozialen Gesellschaft in einer anderen Zeit und an einem anderen Ort beschäftigt. Und so taten es auch die utopischen Projekte des 18. und 19. Jahrhunderts. Zunächst ging die Faszination von Utopien Hand in Hand mit den imperialen Expeditionen, die als ideologisches Äquivalent zur Ausdehnung der Kolonialreiche dienten und die gerade durch die geografische Distanz das Fantasieren über Zeit und Raum anregten. Mit der Französischen Revolution wurden Utopien vom Literarisch-Fiktionalen ins Politische verschoben, wo sie zunehmend einen Aufruf zu sozialen und politischen Veränderungen bedeuteten. Was zuvor als eine Welt des „Anderen“ und des Sonderbaren galt, stellte nun das äußerste, aber erreichbar gewähnte Ziel in einer Vision von Geschichte als einer Geschichte des menschlichen Fortschritts dar. Die Utopie wurde als das Ende eines linearen historischen Prozesses bestimmt, in dem alle Konflikte, sowohl der Klassen als auch der Nationen, gelöst werden würden. Demnach musste auch die gegenwärtige Gesellschaft neu strukturiert und organisiert werden. Utopische Prinzipien wie Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit wurden nun in das politische Manifest des Staates aufgenommen. Die Wandlung der Utopie in ein politisches Instrument bezeichnet auch die neue Bedeutung der Utopie nicht nur als politische und soziale, sondern auch als eine urbane Vision. Die Stadt und ihre Infrastruktur mussten – gewiss je nach Autor in jeweils anderer Art – radikal verändert werden, um den Mechanismen der sozialen Organisation und bald auch der politi-

schen Kontrolle zu dienen. Architektur wurde nicht nur darauf beschränkt, die Machtbeziehungen darzustellen, sondern wurde auch dazu eingesetzt, diese bewusst festzulegen und zu gestalten. Sowie die politische Macht ihre Rolle in der Etablierung von Ordnung und Verbesserung der Hygiene sah, um Epidemien und Aufstände zu verhindern und um voranzubringen, was als „moralisches Leben“ galt, versuchte die Stadtplanung eine „ideale Stadt“ hervorzubringen, die diese Prinzipien in Materie ausdrücken sollte. Im Gegensatz zu früheren Utopien, die auf Visionen von einem Land „nirgendwo“ oder „anderswo“ basierten – komplett oder teilweise realisiert – haben die städtischen Utopien der Moderne, insbesondere in der Nachkriegszeit des Zweiten Weltkrieges eine Myriade von typologischen „Lösungen“ für die Bedürfnisse der Zeit hervorgebracht. Jedoch, schon bald wurden ihre Sinngehalte untergraben und die Fixierung auf das „Lösen“ der Probleme der Gegenwart lenkten von den Visionen für eine weiter entfernte gesellschaftliche Zukunft ab. Die wahre Utopie, die eine Arena beschrieb, in der gemeinsame Ideale und Träume von einer neuen Gesellschaft debattiert wurden, geriet in Vergessenheit oder wurde gar vollständig als gescheitert betrachtet.

Utopie als Prozeß

Utopien in ihrer Absicht, sowohl die Vergangenheit als auch die Gegenwart abzulehnen und einen radikalen gesellschaftlichen Wandel hervorzubringen, exemplifizieren den Mythos der Moderne. Sie liefern Alternativen zur gegenwärtigen Gesellschaft und ermöglichen es, auf unsere Zeit „zurückzuschauen“. Doch die utopische Idee kann nicht auf Aussagen reduziert werden wie: „Je weiter entfernt und fremdartiger ein Ort zur gegenwärtigen Gesellschaft ist, desto utopischer ist er.“ Die Utopie ist kein →

Ines Weizman, Architektin London /
Manuel Herz, Architekt Köln **Reconsidering Utopia(s)**



Gedankenexperiment, das bloß versucht, einen „anderen“ Ort zu beschreiben. Die Romanliteratur hat immer wieder die Unmöglichkeit gezeigt, eine Welt zu entwerfen, die wesentlich verschieden von der unsrigen ist. Obwohl die utopische Literatur versucht, uns Wege aufzuweisen, die uns von der „Fantasielosigkeit“ der Gegenwart befreien und gegen die Werte der Zeit zu rebellieren, beschrieb sie die entrückte Welt trotzdem mit der Sprache und den Mitteln des Jetzt. Terry Eagleton schreibt: „Es kann nichts jenseits der Grenzen des bereits Bekannten liegen.“ Dies lässt sich an Hollywood-Science-Fiction-Filmen recht gut veranschaulichen. Sie versuchen, Bilder von einer weit entfernten und fremden Welt zu produzieren, doch replizieren sie letztlich nur die momentane Realität. Die Kostüme der Fiktion überspitzen oft nur die Mode der Zeit. Doch die Frage ist, ob die Vision einer Zukunft als Kritik der Gegenwart dienen könnte. Wäre dies der Fall, könnte eine urbane Utopie auch als eine ständige Herausforderung der bestehenden Ordnung dienen, selbst wenn wir wüssten, dass wir sie niemals erreichen, wir sie uns niemals vollständig vorstellen können. Marx' Kritik des Grundbesitzes, in der er fordert, die sozialen Hierarchien und Ungerechtigkeiten zwischen den Klassen aufzulösen, war ursprünglich auch eine Diagnose der Struktur der Gesellschaft. Science-Fiction extrapoliert die Gegenwart in eine Zukunft, doch das Vermögen des utopischen Projektes ist seine diagnostische und kritische Rolle in unserer Zeit.

Das vom Krieg erschütterte 20. Jahrhundert schuf nach jeder Katastrophe, Zerstörung oder politischem Machtwechsel von neuem die physische und ideologische Leere für einen utopischen Neubeginn. So war es immer der Zustand der Verwüstung, der die eigentliche Bedingung für eine staatlich gelenkte utopi-

sche Bestrebung oder zumindest Rhetorik darstellte. Die zerstörten Städte verkörperten das Faustische Versprechen, in der die Vernichtung der „alten Welt“ die Bedingung für den Aufbau der neuen wird.

Das Faustische Versprechen

Das Projekt „Reconsidering Utopia(s)“, das wir mit ehemaligen Studierenden des Berlage Institute of Architecture Rotterdam erarbeitet haben, versucht, an diesen Moment des Neuanfangs mit seinen Potenzialen und Gefahren zurückzuführen. Es versucht, die Faszination, die einst Architekten, Planer, Politiker und die Bevölkerung in ihren Bann zog, wiederzubeleben. Bei der Arbeit an diesem Projekt erfuhr unsere Terminologie eine gewisse sprachliche Verunschärfung, die paradigmatisch für den Diskurs über Utopien zu sein scheint: Während wir zunächst ein bestimmtes Projekt als „utopisch“ (ein globales Bestreben, das sich auf den Menschen und die Gesellschaft bezieht) beschrieben, verbesserten wir uns alsbald, um es „visionär“ (ein schöpferischer und wegbereitender Zugang zu einem spezifischeren Problem) zu nennen. Doch auch dies schien uns nicht präzise genug, und wir korrigierten zur Bezeichnung „ein Ideal der Moderne“ (ein Begriff, der das Utopische relativiert und historisiert), um uns letztlich auf die eher unklare Bezeichnung „ein utopischer Moment“ (die Platzierung des Utopischen in den Kontext einer anderen Zeit) zu einigen. Diese Begriffsklärung, die eine veränderte Wahrnehmung des utopischen Projektes darstellt, faszinierte uns und trieb das Projekt an. In diesem Sinne liest sich unsere Bestrebung etwas paradox, denn es besteht sowohl die Absicht, den historischen Momenten, die einstmals radikale städtische Visionen und Projekte ermöglichten, wieder Beach-

Ines Weizman, Architektin London /
Manuel Herz, Architekt Köln **Reconsidering Utopia(s)**

tung zu schenken und daran Kritik zu üben, als auch der Wunsch, sich vom Mythos des Neuanfangs treiben zu lassen. In einer Zeit, in der die gewagtesten Visionen für eine neue Weltordnung von neokonservativen „think tanks“ formuliert werden, in der die kritische Linke ihre Zielvorstellungen verliert und in der es tatsächlich so scheint, als ob wir keine neuen Utopien mehr zu entwerfen brauchen und möglicherweise gar nicht hervorbringen können, ist es höchste Zeit, sich noch einmal den sozialen und städtebaulichen Utopien der Vergangenheit zuzuwenden. Überzeugt, dass Ideen nicht erlöschen, sondern sich entwickeln, ist es unser Anliegen, jenen Bestrebungen zu trotzen, die sich derzeit beeilen, die Erbschaft einer scheinbar vergangenen und verfehlten Moderne zu verurteilen. Die Fortsetzung, Neuinterpretation und „Wieder-Bewohnung“ der visionären Projekte der unmittelbaren Vergangenheit könnten eine nicht funktionierende „soziale Maschine“, die sich in ihrem ideologischen Potenzial erschöpft hat, wieder in Gang bringen. Die Betrachtung des Themas soll daher nicht notwendigerweise ideale neue Formen hervorbringen, sondern eher versuchen, sich wieder innerhalb der formalen und konzeptionellen Räumlichkeiten der Vergangenheit zu lokalisieren.

Wir denken, dass die Beschäftigung mit Utopien eine Form der Äußerung von Kritik ist – weniger eine Utopie der Form, sondern eines Prozesses, der beschreibt, wie Dinge arbeiten, zusammenwirken und zusammengehören. Wir behaupten, dass eine Utopie keine klare Form oder kein eindeutiges Bild haben muss, sondern eine Angelegenheit ist, die erzählt und in verschiedener Weise wiedererzählt werden kann. Es geht darum, den utopischen Anspruch wieder in unser professionelles Wirken zurückzubringen. Das utopische Projekt soll unsere Gestaltungsideen

und Entscheidungen lenken. Es soll uns dazu anregen, eine Kritik zu üben, die die Mechanismen konkreter Umstände und Machtkämpfe zu durchschauen versucht, um eine sozialere, demokratischere und gerechtere Welt zu gestalten. Fragen nach dem Umgang mit der Erbschaft der Moderne, dem „Dilemma“ der Utopie und den Möglichkeiten einer Neuformulierung und Wiederbelebung der visionären Potenziale, die sich in gebaute Form eingeschrieben haben, müssen untersucht werden.

Reconsidering Utopia(s)

Im Rahmen von „Reconsidering Utopia(s)“ sollten Entwurfs- und Veränderungsvorschläge sowie inhaltliche Konzepte für sechs konkrete Kölner Standorte erarbeitet werden. Diese Standorte wurden sowohl wegen ihrer zentralen Position in den derzeitigen Debatten kultureller und städtebaulicher Foren und in den Polemiken der Kölner Tagesspresse als auch wegen ihrer Beispielhaftigkeit für das „Schicksal“ des utopischen Diskurses der deutschen Nachkriegszeit gewählt. Die Beschäftigung mit den städtischen Schauplätzen von Mikro-Konflikten und den Fragmenten einer ehemals titanischen Vision für die Zukunft sollte einen Zusammenstoß von gegensätzlichen Ideologien (Ost – West, Sozialismus – Kapitalismus, Planwirtschaft – Marktwirtschaft etc.) aufzeigen. Das Anliegen war es, diesen Konflikt zu bestimmen und in seine Mechanismen einzugreifen, insofern er räumliche und architektonische Konsequenzen hat.

Eine der Fallstudien beschäftigte sich mit der Kölner Oper (bearbeitet von Constanze Hirt und Cornelia Redeker), eines der bedeutendsten öffentlichen Gebäude der Nachkriegszeit. Es war das erste moderne Bauwerk, das aus dem Geröll der zerstörten Innenstadt aufragen sollte. In den 50er Jahren symbolisierte →

es den Aufbruch in die strahlende Zukunft eines neuen demokratischen Deutschlands. Heute jedoch wird die Zukunft des teilweise vernachlässigten Gebäudes und seiner Umgebung heftig diskutiert. Eine weitere Studie beschäftigte sich mit dem Großmarktareal (Polaris Architects), einem Gebiet, das in den 60er Jahren erweitert wurde, um die Bedürfnisse der wachsenden Bevölkerung Kölns bedienen zu können. Zurzeit soll das Areal weitere Ausbauten und Umlagerungen erfahren, um seinen Versorgungskreis noch zu vergrößern. Wir untersuchten den Großmarkt auf sein ökonomisches, räumliches und kulturelles Potenzial für die Stadt Köln. Eine andere Studie befasste sich mit dem Ring von Hochhäusern (aura architects), der das Zentrum Kölns umgibt. Er wurde in den 60ern und 70ern angelegt, um die Grenzen der Innenstadt und die großen Verkehrskreuzungen zu markieren. Doch, was einst dazu gedacht war, eine zukunftsorientierte Stadt zu repräsentieren, erscheint heute den Denkmalschützern als unvorteilhafter Rivale zum Kölner Dom, der das Stadtbild dominieren soll. Eine Untersuchung widmete sich der Zukunft des östlichen Rheinufers gegenüber dem Dom (Björn Severin und Dirk Weiblen). Dieser relativ große Landstreifen ist bis heute unberührt von jeglicher Bebauung geblieben und wird von Stadtplanern „geschützt“, um der Stadt Grün, Raum für öffentliche Veranstaltungen und einen freien Blick auf die andere Seite des Ufers zu bieten. Im Gegensatz zu den übrigen Studien war diese dazu bestimmt, die heutigen Möglichkeiten für eine neue soziale Organisation – so utopisch sie sein mag – auf einem unbebauten Gelände zu prüfen.

Außerdem betrachteten wir die Großsiedlungen von Köln-Chorweiler (Martin Mutschlechner, Birgit Brauner und Petra Cernusca)

und Köln-Meschenich, „Kölnberg“, (Kirsten Dörmann und Solam Mkhabela mit Mirjam Patz): Sowohl in den zugrunde liegenden Absichten als auch in ihrem Schicksal ähneln diese beiden Siedlungen vielen anderen Projekten in Europa. In der jüngsten Vergangenheit wurden diese Großsiedlungen mehr und mehr abgelehnt, umgangen und vernachlässigt. Und doch blieben sie Wohnstätte für große Teile einer Bevölkerung, die es sich nicht leisten konnte, woanders hinzuziehen, und die in diesen Gebäuden ihr Zuhause haben. Eine Prüfung der wohl bekannten Vorurteile, die diese Siedlungen als monoton und anonym bezeichnen, zeigt jedoch, dass hier beachtliche soziale Veränderungen stattfinden. Während es in den 80ern und 90ern noch als ausreichend betrachtet wurde, einige Fassaden einfach neu anzustreichen, ein paar Grünflächen anzulegen und Balkone anzubauen, müssen wir heute die Absichten und Maßnahmen von „Stadterneuerungen“ überdenken. Heutzutage sehen wir oft Stadtplaner, die Hilfe suchend auf solche Siedlungen schauen, denn es ist ihnen unmöglich, die neuen sozialen und räumlichen Konfigurationen einer dynamischen Gesellschaft, in der sich die Bedürfnisse ihrer Einwohner beständig ändern, zu erfassen.

Um ihre Anliegen zu unterstützen, um nicht die konventionellen Modelle des bürgerlichen Städtebaus zu wiederholen, um eine weitere Flucht in die Einfamilienhaussiedlungen der Vorstädte zu verhindern und um die dramatischen Veränderungen zu verstehen, die die Städte im neuen Europa derzeit erleben, müssen eine neue Sprache und neue Ansätze gefunden werden. Wir haben versucht, uns dieser Aufgabe zu widmen, aber trotz unserer Hingabe an dieses Projekt kann hier nur eine Diskussion begonnen werden, die sich hoffentlich fortsetzen wird. ←

Ines Weizman, Architektin London /
Manuel Herz, Architekt Köln **Reconsidering Utopia(s)**

Das „utopische Moment“

Zunächst einmal: Der ursprüngliche Entwurf für die Wohnanlage „Am Kölnberg“ kennt kein utopisches Moment – er löst bestenfalls eine Assoziation mit anderen Projekten aus, die eine ähnliche Sprache sprechen. Die Großsiedlung wurde geplant und erbaut, nachdem überall in Europa Wohnblocks wie Berlin Wannsee (Walter Gropius, 1931), Golden Lane (London, Alison and Peter Smithson, 1952) oder Unité d'Habitation (Marseille, Le Corbusier, 1952) entworfen und realisiert worden waren. Kölnberg entlehnt diesen Entwürfen – von denen einige zu den Meilensteinen der Architekturgeschichte gerechnet werden können – ihren Maßstab, das Äußere und den Standort (die Vorstadt im Grünen). Es fehlt jedoch die soziale Agenda und das grundlegende Verständnis der Konzepte, die Teil der utopischen Ideen jener Zeit waren.

Dazu gehörten: die Schaffung gemeinschaftlicher grüner Außenflächen als Ausgleich für das Fehlen eines eigenen Gartens; das Aufeinanderstapeln von Wohnraum, von Bestandteilen eines Einfamilienhauses, jedoch ohne Verlust der Wohn- und Lebensqualität; eine interne Organisation, die nicht nur purer Funktion dient (man denke an die „inneren Straßen“ der Unité d'Habitation); die Veränderung der Lebensumstände, der täglichen Routine seiner Bewohner, der Familienstrukturen sowie der Stadt mithilfe dieses Gebäudetyps; die Einführung der Mobilität als bevorzugtes Konzept.

Die Vision

Die Entwicklung von Kölnberg war rein profitorientiert: Mehr Wohnungen auf weniger Grund ergibt mehr Gewinn. Ursprünglich

hatte der Plan sechsstöckige Gebäude auf dem Vierfachen der späteren Grundfläche vorgesehen. Eine menschlichere Vision wurde erst Realität, nachdem der Komplex 1988 sozial völlig zusammengebrochen war.

Die soziale Agenda

Seit den Zeiten, als dort die höchste Kriminalitätsrate der Stadt Köln herrschte, hat Kölnberg eine völlig untypische soziale Agenda entwickelt. Mit einer Mischung aus ständiger Kontrolle und sozialer Unterstützung wurde aus diesem Komplex, im Laufe vieler Jahre, Europas bekanntestes Beispiel für soziale Sanierung.

Funktionale Zwänge

Das Faszinierende an Kölnberg ist, dass hier außer dem absolut Notwendigen keinerlei Infrastruktur existiert. Der Komplex besitzt kein Kino, kein Einkaufszentrum oder irgendetwas Ähnliches. Außerdem gibt es nur wenige Gemeinschaftsräume oder öffentliche Räume für den Konsum. Und obwohl bei der Planung vor allem die gute Zugänglichkeit mit dem Auto im Vordergrund stand, verfügt der Großteil der heutigen Bewohner nicht über die Mittel für ein eigenes Fahrzeug. Wer ein Auto besitzt, parkt es meist außerhalb des Komplexes – die deutsche Sozialhilfe sieht keine finanzielle Unterstützung für Parkplätze vor.

Die heutige Realität und das Scheitern

Der Komplex Kölnberg ist auf seine Weise ein Erfolg geworden. Er hat sich zu einem „lebendigen Organismus“ entwickelt, der „physisch“ weitgehend unabhängig von seiner urbanen Umgebung existiert. Optisch lässt ihn sein Standort im Grünen nahe an einem kleinen Dorf wie eine Insel erscheinen, logistisch ist er →

Kirsten Dörmann / Solam Mkhabela / Mirjam Patz,
Architekten Berlin **Made in Kölnberg**

weitgehend Teil des Vorortsystems. Finanziell wird er zu 40% vom deutschen Staat finanziert, und zwar aus Mitteln des ALG II, und seine Energieversorgung kommt zu 100% aus der Industrie-Abwärme der Firma Degussa. Kann Kölnberg langfristig ohne nachhaltige ökonomische Strukturen überleben?

Seit der EU-Erweiterung im Mai 2004 stellen Saisonarbeiter 10-50% aller Bewohner, Menschen aus Ländern wie Polen, Slowenien und Ungarn.

Eine Brücke in die Zukunft ...

Die Wohnanlage Am Kölnberg wurde 1973 unter der Voraussetzung einer Erbpacht von 99 Jahren errichtet – die Restlaufzeit beträgt also noch 67 Jahre. Kölnberg ist finanziell allein nicht lebensfähig. Wenn 40% der Bewohner, also ca. 2.000 Menschen, vom Arbeitslosengeld II leben, bringt der deutsche Staat jeden Monat schätzungsweise 1,5 Millionen Euro für diesen Komplex auf – und es ist kaum wahrscheinlich, dass er dies noch weitere 67 Jahre aufrechterhalten kann. Was wäre, wenn die Regierung Sozialfürsorge gegen Landnutzung eintauschen würde? Was wäre, wenn das ursprünglich für diesen Wohnkomplex vorgesehene Land den Kölnberg-Bewohnern zur Verfügung stünde? Und was wäre, wenn Kölnberg sein nachhaltiges Öko-Öko-System (ökonomisch und ökologisch) weiter ausbauen könnte?

Das neue Kölnberg (KB) ist der Prototyp eines situativen Gebäudes, eine Art Kleinstaat, ein eigenständiges Gebilde. Wir sprechen von Prototyp, weil wir der Ansicht sind, dass die aktuellen Muster globaler Migration und politischer Veränderungen nationaler Grenzen den Begriff der Gemeinschaft und der Nation in Frage stellen – und KB ist ein Beispiel dieses Phänomens im Klei-

nen. KB ist räumlich, rechtlich und sozioökonomisch ein Teil des „neuen Europas“, das sich inzwischen in vielen Bereichen entdecken lässt. Seine Entwicklung ist beispielhaft.

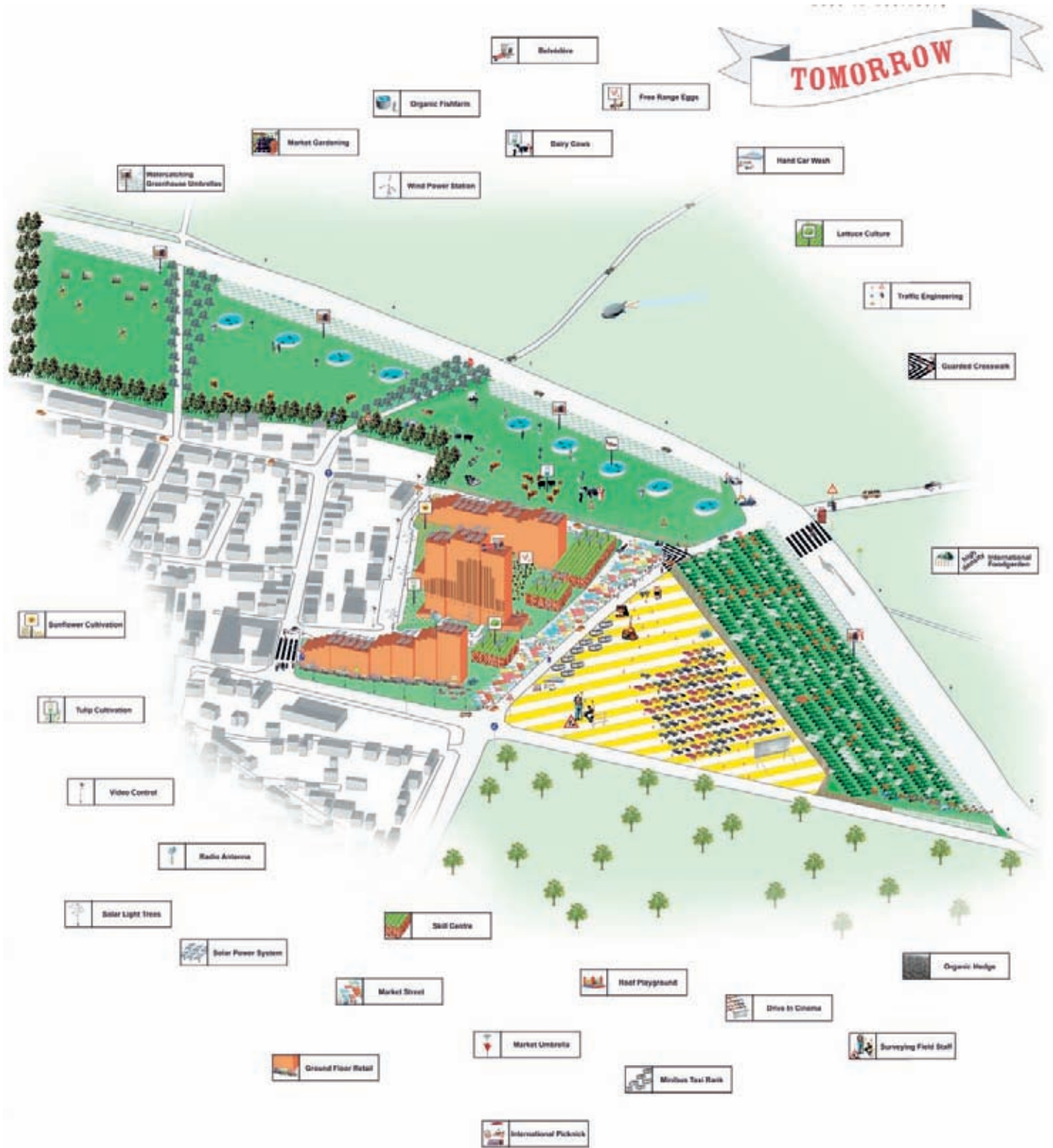
KB 67

KB wird das Auto vergessen machen und stattdessen zu einem Ort werden, an dem Menschen eine Arbeit finden. Dazu sind 2.000 Arbeitsplätze nötig. Der Tausch „Weniger ALG II, mehr Land“ bietet die Möglichkeit zu einer Veränderung. Als Grundlage dieses Entwurfs dienen bereits bestehende stadtplanerische Dokumente. Voraussetzung wäre die Umwandlung des rechtlichen Status' des Gebiets: Die Erlaubnis zur Landnutzung sollte als ein sozialer Ausgleich betrachtet werden. Die Landmenge müsste den aktuellen Verbrauchszahlen für 4.500 Menschen entsprechen. Das ursprünglich für den Wohnkomplex vorgesehene Ackerland würde in ein Gefüge umgewandelt, das seiner unmittelbaren Umgebung dient, in eine Fläche, die aus dem augenblicklichen Ackerland einen Ort der Produktion und des Konsums macht. Innerhalb und außerhalb von KB gäbe es dann Lebensmittel, Landwirtschaft, Restaurants, Fischteiche, Gewürze und Gemüse. Die Fläche könnte als riesiger Wasserspeicher genutzt werden und damit einem der wertvollsten natürlichen Rohstoffe ihre Ehrerbietung erweisen. Sie könnte ihre eigene Marke hervorbringen: „Made in Kölnberg“. KB darf keinerlei bauliche Änderungen am eigentlichen Komplex vornehmen, wenn nicht alle potenziellen 1.300 Besitzer einstimmig diesen Veränderungen zustimmen. Aus diesem Grunde verwandelt KB die Umgebung von außen nach innen.

Ist Kölnberg stark genug, weitere 67 Jahre zu überstehen? Es wird einmal gewesen sein ... ← (aus dem Englischen übersetzt von Heinrich Koop)

Kirsten Dörmann / Solam Mkhabela / Mirjam Patz,
Architekten Berlin **Made in Kölnberg**

TOMORROW





Entwicklungsszenario für Kölnberg, ausgehend von einem ökonomisch und ökologisch tragfähigen System nach Ablauf der Erbpacht im Jahre 2072



2022

2021

2020

2019

2018

TODAY

Within the limited legal timeframe of landownership
KB is given 67 years to survive.

What if
the government trades off
social welfare against landuse?

What if
KB develops its own
sustainable ECOECO system?

What if
the amount of land for the
initial residential development
is at KB's disposal?

1.6 Mio €

2012

2011

1 sqm Kölnberg 9 €
This is the same price as
1 sqm average flat
in Cologne
Deposit = 3 months rent

Public Institutions and Services



2000 jobs needed!

Hartz IV subsidy
Hartz IV profit

2008

67 years

The parking garages at
Social welfare does not pay for
Any permanent change on the
has to be unanimously approved
This has been impossible so far

TYP G
88.5 qm
878 €

TYP A
39.2 qm
290 €

TYP B
40.3 qm
375 €

TYP C
50.3 qm
450 €

TYP D
64.6 qm
595 €

TYP E1
62.7 qm
694 €

TYP E2
77 qm
686 €

TYP G
88.5 qm
770 €

2002

2001

2000

1999

1998

Social agenda

By means of control and social support
Kölnberg has managed – over time –
to become THE prime example
for social renovation in Europe.
The manager Wilhelm Hillebrandt
is the key figure of that process.

Eigentümer Hausverwaltung

Die Eigentümer haben den in den 1970er Jahren erbauten
Kölnberg als eigenständige Wohnanlage in Köln am 1. Mai 1984
an die SHV übergeben, die heute noch an 1. Mai 2014 besteht.

New Management !!!

Wilhelm Hillebrandt
SHV Immobilienverwaltung GmbH

1988

42%

Alt Meschenich

58%

Kölnberg

population %

VACANT

1982

1981

1980

1979

1978

2017

2016

2015

2014

2013

ECOECO System
35-40% unemployment
subsidized through Hartz IV
1.6 Mio Euro / month
30-50% seasonal workers
100 % industrial waste heat from Dogana
savings: 100 000 Euro/ year up

'Kölnberg' is a success in its own way.
But can it survive in the longer term
without a sustainable economic structure?

67
years to act

'Kölnberg' is a spatial, legal and
socio-economical prototype of 'New-Europe'.

2007

2006

2004

2003

2005

empty.
them.
structure
by all owners.

1300 apartments
4500 people
71 nations
KB

95% rented out

He is from Romania.
He is looking for a wife.

She wants to leave KB.
12 years are enough.

They are from Turkey.
They live more than 20 years in KB.

We saw them from far.

She is from Turkey.
She is happy at KB.

She did not speak to us.

Erweiterung nach Nordwesten im Stadtgebiet 27402 Kölnberg per 31.12.2004

1997

1996

1995

1994

1993

Utopia – It looks like, but it is not.

The original design for 'Kölnberg' has no utopian moment itself.

Vision

The vision of Kölnberg was purely profit orientated:
more apartments, less ground, more income.
The initial plan was 6 stories high
on four times as much ground as KB.

Pluring W. Rehle
RAS Baubürgeraktiengesellschaft
Günter Minniger
Dr. Jur. Sven Kiehl

1300 apartments
1300 potential owners
99 years land tenureship

1983

1984

1985

DO NOT LIVE HERE

40% vacant

Top crime rate of Cologne

99
years landtenureship
'Erbbaupacht'

YESTERDAY

1977

1976

1975

1974

1973

at meschenich

elevation east

1:12 10m 100m

Gescheitert, unvollendet oder der Zeit voraus?

Ein Gespräch über Planungen und Architektur der 1960er und 1970er Jahre

Um die ausgestellten Projektergebnisse und darüber hinausgehende Ideen zu diskutieren, organisierten wir (Ines Weizman und Manuel Herz) im Rahmen von plano5 ein Symposium. Da der Schwerpunkt auf dem Thema Wohnen als sozial-visionärem Programm liegen sollte, luden wir Planer und Architekten ein, die an der Planung und Gestaltung von Großsiedlungen der 60er und 70er Jahre beteiligt waren. Hier erschien es uns besonders spannend, von ehemaligen Stadtplanern und Architekten aus den neuen wie den alten Bundesländern mehr über die Unterschiede und Gemeinsamkeiten im Planungsansatz und in der Ausführung und zum Schicksal der Siedlungen in den späten 90er Jahren zu erfahren.

Im ersten Teil des Symposiums präsentierten die Arbeitsgruppen ihre Entwürfe, die von den Gastkritikern Vedran Mimica und Peter Trummer vom Berlage Institut Rotterdam, der Kuratorin Francesca Ferguson und dem Kölner Architekten Erich Schneider-Wessling besprochen wurden. Im zweiten Teil folgten dann Beiträge von Andreas von Wolff, Architekt und Stadtplaner im Stadtplanungsamt Köln, über die Großsiedlung Köln-Chorweiler, von Andrea Gleiniger, Architekturhistorikerin an der ETH Zürich, über die Frankfurter Nordweststadt, von Horst Siegel, ehemaliger Chefarchitekt von Leipzig, und von Georg Eichhorn, ehemaliger Architekt und Planer, über Leipzig-Grünau sowie von Harald Zaglmaier, ehemaliger Architekt und Planer, über Halle-Neustadt. Die anschließende Diskussion zeigte nicht nur, dass sich viele Ideen und Planungsentscheidungen in Ost und West ähnelten, sondern

dass die Beteiligten in beiden Teilen Deutschlands tatsächlich sozialkritische und visionäre Ansätze hatten, die heute noch Gültigkeit haben und sich durchaus verwirklichen ließen, wenn man sich mit diesen historischen Ideen wieder auseinandersetzen würde.

Ausschnitt aus der Diskussion:

Andrea Gleiniger: Also, was die Gemeinsamkeiten angeht: Was mir aufgefallen ist, ist natürlich die ideologische Dimension des Technokratischen, was in der Frankfurter Nordweststadt ja ganz explizit der Fall war. Oder auch die Übereinstimmung, dass diese sozialdemokratisch kreierte Nordweststadt unter einem ähnlichen Motto stand wie die Siedlung in Halle, unter der Idee der sozialen Mischung. Sie sagen: „vom Hilfsarbeiter zum Professor“ – in Frankfurt sagte man: „vom Zigeuner zum Minister“. Und was ich als Gemeinsamkeit jetzt doch ganz interessant fand, war die Idee der Raumbildung. Das war etwas, was man in den 50er und 60er Jahren in der DDR eher gesehen hat als in Westdeutschland. Und dass es dann auch eine ähnliche Ideenlage gab, dass auch über Raum – so abstrakt und unmöglich wahrnehmbar sie auch waren – doch soziale und gesellschaftspolitisch relevante Konzepte vermittelt werden sollten. Das war natürlich wirklich die Transzendierung der ideokratischen Prozesse und auch, glaube ich, nicht mehr wahrnehmbar vor Ort, aber es war immerhin intendiert. (...)

Horst Siegel: Wir waren ja alle sehr junge Leute damals. Es begann ja bei mir damals mit Halle-Neustadt. Und das war nur zu schaffen mit einem Mann an der Spitze, Professor Pauli, der achtzehn Jahre im Ausland gelebt hat und der zurückkam mit unerschöpflichen Erfahrungen, der uns dann dazu anregte, auch

neue Wege zu beschreiten. Als ich mit Grünau in Leipzig begann, war ich der Einzige, der mit so einer Aufgabe überhaupt schon einmal etwas zu tun hatte. Ich wusste, was uns begegnet, und habe mich darauf eingestellt. Also, was mir auffiel in unseren Beiträgen: Ja, es gibt Übereinstimmungen, aber auch einige Probleme. Bei uns war es die Regel, dass Einrichtungen für Kinder wie Kinderkrippen und Kindergärten geschaffen wurden. Das habe ich bei Ihnen so nicht gehört. (Andreas von Wolff nickt.) Man ging davon aus, ungefähr 50% der Kinder von ein bis drei Jahren gehen in die Krippe und 90% von vier bis sechs Jahren in Kindergärten. Schulen waren natürlich für alle. Das wurde gleich so konzipiert und städtebaulich auch berücksichtigt. Und daher gibt es solche Zonen (...) z. B. kann man ein Kind ohne Sorgen in die Fußgängerbereiche schicken. Das haben wir versucht auch umzusetzen, nicht nur als Unterordnung, sondern auch als Qualität.

Ines Weizman: Es gab ja auch die so genannten Komplexrichtlinien, eine Art Bibel für die Stadtplaner, die Richtlinien vorgab, wie weit öffentliche Einrichtungen von Wohngebäuden entfernt sein sollten und anderes.

Georg Eichhorn: Ja, einschließlich Lärmschutz und Besonnung war ja alles festgelegt. Wir mussten ja mit unseren Bebauungsplanungen auch nach Berlin ins Ministerium und zur Bauakademie fahren, und dort wurde geprüft, ob das alles eingehalten worden ist. Wir waren also sklavisch gebunden an solche Details, die sich meiner Meinung nach aber zum Vorteil der dort Wohnenden ausgewirkt haben. Es hat also keine überzogenen Entfernungen gegeben, und es gab bei Fragen des Lärms und der Besonnungsabstände eigentlich nie Probleme. Es klingt vielleicht etwas komisch heute, wenn man sagt, dass am 21. Februar mindestens zwei Stunden Sonne in jede Wohnung scheinen musste.

Andreas von Wolff: Heute ist das eine Stunde Sonnenschein. (Lachen)

Harald Zaglmaier: Ich möchte noch einmal etwas sagen in Bezug auf das Scheitern des Experiments. Ich bin der Meinung, dass Halle-Neustadt zum Beispiel in gewisser Weise tatsächlich gescheitert ist. Man könnte sagen politisch gescheitert. Man wollte diese Stadt für die Chemie bauen. Und die Leute, die in Halle-Neustadt angesiedelt wurden, sollten alle in der Chemie arbeiten. Das hat man aber nicht geschafft. Die Leute ließen sich nicht belügen. Die Leute, wenn sie denn einmal dort wohnten, haben bald versucht, in der Stadt Arbeit zu finden. (...) Aber wir hatten dann sogar eine Order bekommen, dass wir die Straßenbahn ins Zentrum von Halle nicht bauen durften. (...) Letztlich durften wir sie dann bauen. Aber ich meine, also auch unabhängig von der Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse wäre Halle-Neustadt zum Stadtteil geworden, weil Halle-Neustadt die Abrundung des Gesamtstadtorganismus darstellte.

Georg Eichhorn: Das war ja auch ganz wichtig in Leipzig, Grünau als Stadtteil zu sehen und nicht als eine Extrastadt.

Andreas von Wolff: Also, wir sind uns einig, dass alle vier Beispiele technisch hervorragend durchgeplante Siedlungsprojekte sind. (...) Trotz der unterschiedlichen städtebaulichen Grundkonzepte ist es hohe Ingenieurskunst, die hier umgesetzt worden ist. Das ist der eine Teil. Das ist auch sicherlich positiv zu vermerken. Wir gehen unterschiedlich damit um, wie wir den Städten ihre Unwirtlichkeit austreiben. Also, ich möchte mal den positiven Begriff der Wirtlichkeit dagegensetzen. Das ist, glaube ich, ein ganz wichtiges Thema. Nach meiner Beobachtung begann das Konzept Großsiedlung (...) dann zu scheitern, als sich die gesellschaftlich als am besten angesehene Wohnform geändert hat. →

In dem Moment, als in „Schöner Wohnen“ der renovierte Altbau als das Wohnziel schlechthin deklariert wurde, verloren auch die Neubauwohnungen an Akzeptanz. Für mich selbst käme es zum Beispiel nie in Frage, in eine Neubauwohnung zu ziehen. Als wir nach Köln zogen, fanden wir eine wunderbare Altbauwohnung, und meine Schwiegermutter hat gesagt: „Wieso ziehst Du denn nun schon wieder dorthin? Keine gerade Wand, hohe Decken, alles nicht wirklich so richtig praktisch. Zieh doch in eine richtig schöne Neubauwohnung!“ Dadurch hat auch die Akzeptanz dieses Viertels gelitten, weil man eben dort so wohnt, wie es letztlich nicht mehr akzeptiert war. Das hat natürlich auch etwas mit der ganzen Diskussion über die Unwirtlichkeit der Städte und einfach auch mit diesem Reflex auf den Machbarkeitswahn zu tun. Es war ja so in den 60ern. Dieser unglaubliche gesellschaftliche Optimismus machte es ja auch völlig unvorstellbar, dass so etwas irgendwann auch mal in die Kritik kommen würde. Und die ersten wirtschaftlichen Krisenerscheinungen Ende der 60er Jahre – große Koalition, Karl Schiller, die ganze Ausdifferenzierung des Planungsinstrumentariums – machten es ja dann auch schon erkennbar, dass sich diese unglaublichen Utopien, dieser unglaubliche Optimismus nicht weiter würden fortsetzen lassen. Und das war dann natürlich auch der Reflex, sich wieder auf die bekannten Strukturen zurückzuziehen. Also dieser Paradigmenwechsel in den Wohnformen und Wohnutopien ist ein Grund, warum die Städte zu leiden angefangen haben. Eine andere Frage sind die ökonomischen Mechanismen der öffentlichen Wohnungsbauförderung: In dem Moment, als Chorweiler ausgefördert war, war die Miete dort doppelt so teuer wie durchschnittlich in Köln, und die Leute hatten eben keinen entsprechenden Gegenwert. Wurde es billiger, zogen sie wieder rein.

Und das unterscheidet natürlich – auch aufgrund der unterschiedlichen gesellschaftlichen Systeme – das Projekt in Chorweiler von den beiden Beispielen in Ostdeutschland. (...)

Georg Eichhorn: (liest aus dem Brief eines Grünauers) „Wir haben eine relativ große Wohnung. Vierraum-Wohnung, 90 Quadratmeter zu günstiger Miete. Wir haben hinten und vorne hinaus Grün, einen schönen Balkon. Wir haben auch keine Parkplatzprobleme. Das ist sicher auch ein Vorteil. Wir fühlen uns rundherum hier wohl. Und wenn man hört, dass man sich hier eigentlich überhaupt nicht wohl fühlen dürfte und über seinen Geisteszustand nachdenken müsste, wenn man sich in der ‚Platte‘ wohl fühlt, dann ist das schon ein bisschen problematisch. Wir fühlen uns einfach nur wohl.“ Und das ist ein Thema, das, glaube ich, recht wichtig ist und auch ein Unterschied zwischen Ost und West ist. Professor Siegel hat ja gesagt, warum Grünau gebaut wurde. Wir haben 30.000 Wohnungssuchende gehabt. Obwohl wir Grünau gebaut haben, haben wir sogar noch mehr Wohnungssuchende gehabt, weil in anderen Stadtbereichen die Wohnungen kaputt gegangen sind und nicht mehr verfügbar waren. Die Leute waren froh, wenn sie eine fernegeheizte Wohnung bekommen haben. Das sitzt natürlich auch bei den Leuten, den Erstbezügen, noch drin. Es sind die jungen Leute im arbeitsfähigen Alter, die natürlich weggezogen sind, weil sie woanders Arbeit finden konnten.

Harald Zaglmaier: Wir haben vorhin über 40 Jahre Halle-Neustadt gesprochen. Umfragen ergaben, dass Halle-Neustadt das zweitbeliebteste Wohngebiet von Halle ist. Ich habe sehr viele Freunde und Bekannte, die noch dort wohnen und die sagen, sie haben eigentlich alles: Sie haben Kindereinrichtungen, Gesundheitseinrichtungen (...) Und da gehe ich sogar soweit, zu behaupten,

ten, dass hier diesbezüglich doch etwas Zukunftsträchtiges geschaffen worden ist. (...)

Andrea Gleiniger: Was mir sonst noch aufgefallen ist – und das ist vielleicht auch ein Grund, dass in den 80er Jahren dieser Paradigmenwechsel, der vorhin genannt wurde, stattgefunden hat –, es ist eigentlich nicht um Architektur gegangen. Es ging darum, Versorgungsstrukturen zu schaffen, aber es gab eigentlich gar keinen Begriff von Architektur. Es gab eine mehr oder weniger diffus ideologische, aber degenerierte Vorstellung von Raum. Das war ja wichtig, da haben Sie Recht, da wurde auch viel Energie hineingesteckt, das gilt für Ost und für West. Da wurden soziologische Untersuchungen angestellt, aber trotzdem gab es keine Idee von Architektur. Das ist das, was mir als Architekturhistorikerin im engeren Sinne auch immer aufgefallen ist: Diese Ausquartierung von Architektur, wenn es darum geht, mit architektonischen Mitteln Räume zu gestalten und über Innen und Außen oder tatsächlich über Gestaltung nachzudenken. Das war inexistent. Das erschöpfte sich. Auch in der Nordweststadt wird das sehr deutlich. Da wurde Farbe verwendet – also die Gestaltung und Strukturierung der Wände. Die Nordweststadt wurde großflächig angepinselt, in allen möglichen Variationen, aber auch in einem Maßstab, der ja irrelevant ist. Sie identifizieren sich ja nicht mit einem Haus, das oben rot und unten blau ist. Das sind ja Kategorien, die natürlich auch dazu geführt haben, zu sagen, dass die Altbauwohnungen schöner sind. Es fehlt irgendwas in unserer Vorstellung von Stadt. Denn da, wo nur Bäume, Farbflächen und mehr oder weniger undefinierte Räume sind, da finde ich natürlich auch räumlich keinen Anknüpfungspunkt. (...) Das ist ein ganz gravierender Mangel dieser Großsiedlungen, dass auf der einen Seite die technischen Bedingungen für Wohn-

raum geschaffen wurden – das waren auch alles sehr ehrenwerte Ziele –, aber auf der anderen Seite die Architektur ausgegliedert wurde.

Horst Siegel: Versuchen Sie, an die mittelalterliche Stadt wieder anzuknüpfen?

Andrea Gleiniger: Nein, nein. Ich sehe das nur vor dem Hintergrund dessen, was danach gekommen ist. Ich versuche nur, die Wiederentdeckung der gründerzeitlichen Stadt zu erklären.

Horst Siegel: Das wäre ein Thema, was jetzt wahrscheinlich zeitlich nicht mehr zu bewältigen ist.

Andrea Gleiniger: Ja, ich denke nur, dass dieser Umstand das utopische Potenzial relativiert, dass von Architektur so wenig die Rede war.

Andreas von Wolff: Ich gebe Ihnen Recht, aber auch Unrecht. Sicherlich haben wir in den Großsiedlungen, auch in Chorweiler, recht gute, aber auch recht miese Architekturbeispiele. Wir haben das Thema, dass Architekten ganz alltagspraktische Dinge nicht bewältigen konnten, bereits behandelt. (...) Ich gebe Ihnen nicht Recht, weil damals Fragen nach der Aneignung von Raum gar nicht gestellt wurden. Die gab es gar nicht als Qualitätskriterium. (...)

Georg Eichhorn: Ich hatte leider noch nicht die Gelegenheit, Frankfurt-Nordweststadt oder Köln-Chorweiler zu sehen. Wir haben eigentlich beneidet, was da damals bei Ihnen gemacht worden ist in Westdeutschland, weil wir eben nur – ich sage das jetzt mal ein wenig sarkastisch – die „Platte“ mit 3 x 6 Meter hatte, hatten. Und aus dieser Platte konnten wir also Gebäude erstellen, die entweder 48 Meter oder 96 Meter lang waren. Und der Baukasten, den wir als Ostarchitekten zur Verfügung hatten und der ausgereizt worden ist, sodass wir dann auch mal eine Ecke gestalten konnten. (...) ←

Die Suche nach gebauten und gelebten Formen des utopischen Wohnens hat meine Studenten Kai Berger, Joanna Dominiak, Jessica Hucken, Alexandra Sgraja, Alexander Shkolnikov und Christiane Tielsch von der Peter Behrens School of Architecture Düsseldorf und mich nach Moskau geführt. Neben monumentalen Beispielen von „Wohnregal“-Bauten wie Moisej Ginzburgs Narkomfin in Moskau aus dem Jahre 1934 ist es in der Geschichte sowjetischer Architektur im Zuge des ideologisch sanktionierten Bruchs mit der konventionellen Stadt immer wieder zu erstaunlichen neuen Formen moderner Urbanität gekommen. In Zelenograd, der „grünen Stadt“, eine bei Moskau Anfang der 60er Jahre unter Khrushchtschow entstandene geheime Satellitenstadt, sieht man ein funktionierendes Beispiel „grüner Urbanität“, jene für utopisch gehaltene Urbanitätsform, die als Idee hinter den Wohnzeilen jedes westlichen Sozialen Wohnungsbauprojekts steckt.

Als es am Ende der Stalin-Jahre zu einer Wiederbelebung der „modernen“ Stadtplanung kam, wurde in Zelenograd das Kollektivismus-Ideal der frühen Sowjetunion in einer mutigen Version fortgesetzt: eine 600 Meter lange Wohnzeile, das so genannte „Flötenhaus“ (Block 360), der Architekten Felix Novikov und Gligori Sajejwitsch und des Bauingenieurs Juri Ionow. Es verdankt seinen Namen dem scharfsinnigen Novikov, der das Gebäude in seinen Bauplänen als „Flöte“ bezeichnete, da es einerseits in der Luft zu schweben scheint, und andererseits der deutliche Rhythmus der Treppenhäuser an die Klappen einer Flöte erinnert. Städtebaulich fungiert das Gebäude als Abschluss einer Wohnsiedlung und als Gliederungselement zwischen dem städtischen Grün und der offenen Landschaft. Durch eine Konzentration der Baumasse am Rande des Baugebiets entsteht eine einmalige

Offenheit im Kern des Stadtteils. Das Gebäude verschwindet vor dem Auge und wird zur reinen Hintergrundkulisse – so wie ferne Berge die Hintergrundkulisse für einen Wald sein können. Zelenograd lehnt das Modell der traditionellen europäischen Stadt mit seinen räumlich gefassten urbanen Zügen und Piazzen zugunsten einer ungewöhnlich sinnlichen, ruhigen und grünen Urbanität ab, die zehntausende von Menschen unter einem über die Jahre entstandenen Birkendach erleben. Die Zurückhaltung der Architektur und diese fast pedantisch vermiedene räumliche Differenzierung im Grundriss werden noch zusätzlich betont durch die individuellen bunten Eingriffe, die einerseits den Verfall der Fassaden durch den Einbau eigener Fassadenvarianten verlangsamen sollen, andererseits dazu dienen, die lakonischen Grundrisse zu möblieren und zu individualisieren.

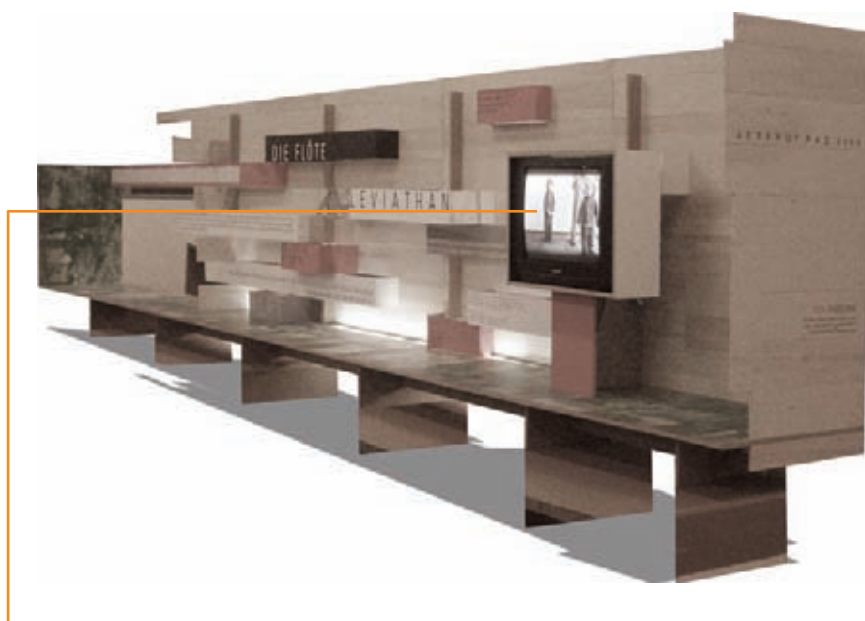
Zelenograd in Zahlen

Baubeginn	1960
Stadtgebiet	3.722 ha
Bebaute Fläche	1.690 ha
Straßen und Wege	301 ha
Grünfläche	1.115 ha
Sonstige Flächen	606 ha
Die Flöte	ca. 640 Wohneinheiten mit 2.000 Bewohnern
Bevölkerung	207.800 Einwohner (01.01.2001) – das entspricht 2,5% der Moskauer Bevölkerung
Kinder	43.600
davon unter 7 J.	9.300
bis 16 J.	34.300
Erwachsene	120.000
Rentner	44.200



Juan Pablo Molestina, Architekt Köln

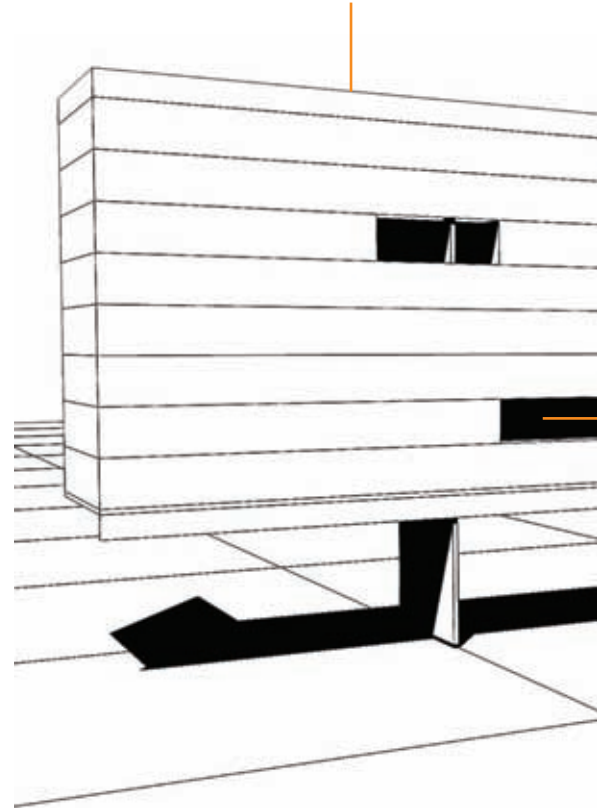
Gelebte Utopie: Die „Flöte“ in Zelenograd, CCCP



Angezogen von der heroischen Ablehnung der Objekthaftigkeit bei einem Gebäude wie diesem, haben wir eine „phänomenologische“ Aufnahme gewagt, in der wir unsere Eindrücke vom Kontrast zwischen bürgerlich-proletarischer Individualität und anonymer Architektur zu vermitteln versucht haben. Für die zentrale plan05-Ausstellung im Museum Ludwig entstand ein Teilmodell der „Flöte“ im Maßstab 1:15, etwa 1,80 Meter hoch und über 9 Meter lang, das einerseits eine maßgetreue Fassadenabwicklung zeigte und andererseits als dreidimensionaler Träger für unsere Fotos und Gedanken und für unseren Film „Lebende Utopie“ diente. Dieser analysiert die Kubatur des Gebäudes in Form einer Durchdringung der Gebäudeschichten von der Erschließungsseite durch die privaten Wohnungen bis hin zu den Balkonen und Wintergärten der zur Landschaft gerichteten Fassade. Es ist die Suche nach der Individualität der Menschen in einer scheinbar anonymen Wohnsituation. Der Film fängt die starke Emotionalität des unter rein funktionalen Aspekten geplanten Gebäudes ein.

Diese Art Bau steht in der Tradition der mythisch-utopischen Objekte. Der Leviathan – das Monstrum aus dem Meer, stärker als jedes andere Tier – war das Bild, das Thomas Hobbes benutzte, um die werdende demokratische Ordnung darzustellen. Wie eine Arche ist dieser Wohn-Leviathan ein mythischer Lebensbehälter, ausgerüstet, um durch Kriege und Ideologien zu segeln. Das Ausstellungsobjekt bittet den Betrachter, zu folgenden Fragen Stellung zu beziehen: Gibt es eine Urbanität im Grünen? Wie wird sie spürbar? Haben Dekaden kollektiven Wohnens einen neuen Typus Bewohner geschaffen? Ist funktionalistischer Städtebau ein Modell für Raumplanung? Wie ist das Verhältnis zwischen Intimität und Kollektivismus? ←

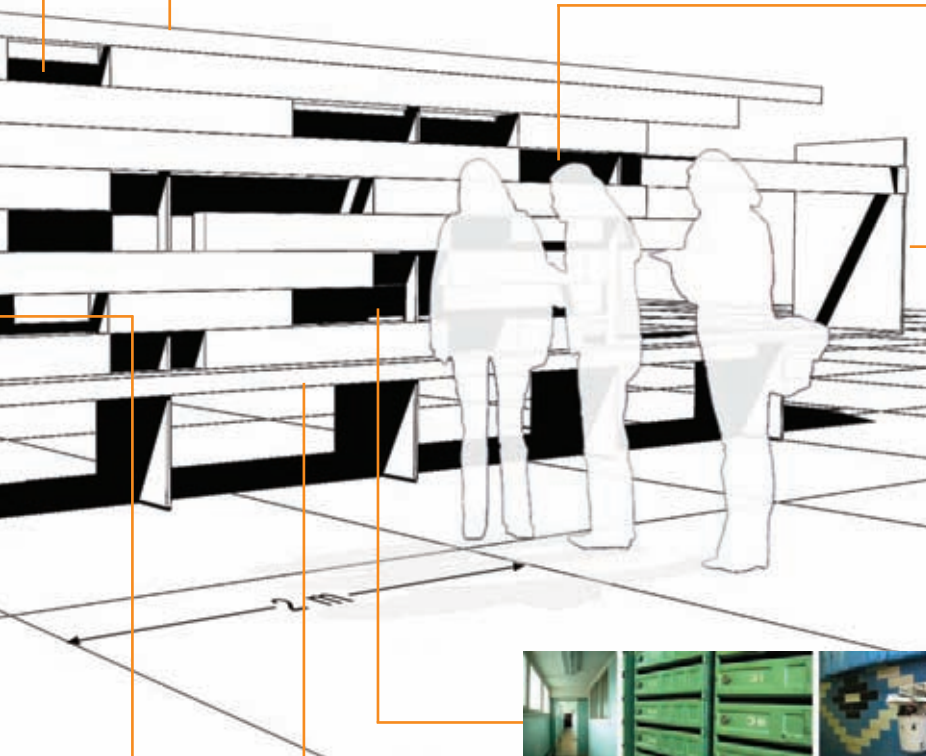
„Die Art, wie du bist und ich bin, die Weise, nach der wir Menschen auf Erden sind, ist das Wohnen.“ Martin Heidegger



Juan Pablo Molestina, Architekt Köln
Gelebte Utopie: Die „Flöte“ in Zelenograd, CCCP



„Zu unseren schönsten Träumen gehören [...] Städtebilder, Monumente, Plätze, schöne Fernsichten...“ Camillo Sitte



„Allein aufgrund ihrer Größe gelangen solche Gebäude in eine Sphäre des Amoralischen, jenseits von gut oder schlecht. Ihre Wirkung hängt nicht von ihrer Qualität ab.“ Rem Koolhaas



„Künstlich erschaffen ist jener gewaltige Leviathan, den man Civitas nennt und der nichts anderes ist als ein künstlicher Mensch.“ Thomas Hobbes



Wien war über Jahrhunderte hindurch die Stadt des innovativen Wohnungsbaus. Otto Wagners Mietswohnhäuser und Stadterweiterungsprojekte, das Haus am Michaelerplatz von Adolf Loos, der Karl-Marx-Hof von Karl Ehn oder die Wiener Werkbundsiedlung sind nur einige der international beachteten Wiener Wohnungsbauprojekte der letzten Jahrhunderte.

Diese Tradition eines innovativen Wohnungsbaus scheint auch heute Architekten und Stadtplaner, die in Wien arbeiten, zu beflügeln. Projekte wie die sozial ambitionierte Sargfabrik von BKK 3, die typologisch neuartige „Wohnarche“ von Walter Stelzhammer, der flächensparende Wohnungsbau in der Simmeringer Heide von Franz E. Kneissl oder die verkehrsberuhigte Siedlung Pilotenweg von Herzog+DeMeuron, Steidle und Partner und Adolf Krischanitz stehen in dieser Tradition und führen sie konsequent weiter.

Aber auch in Köln finden sich zahlreiche wegweisende Wohnungsbauprojekte, die die Entwicklung neuer Wohnformen zu ihren jeweiligen Entstehungszeiten mit geprägt haben. Das bekannteste und über viele Jahrzehnte hinweg unrühmlichste Beispiel ist sicherlich die Großsiedlung Chorweiler. Es finden sich aber in Köln darüber hinaus bedeutsame Siedlungs- und Wohnungsbauprojekte aus allen relevanten Phasen des Wohnungsbaus des 20. Jahrhunderts. Im Ganzen betrachtet ergibt sich daraus das Bild, dass innovativer Wohnungsbau auch in Köln seit Jahrzehnten, gerade durch die regen Baugenossenschaften, gefördert und realisiert wurde. Der achtlose Umgang der Kölner mit diesem wertvollen Erbe und die wenigen Publikationen, Ausstellungen, Vorträge hierüber haben jedoch das Verständnis einer Tradition weder bei den Kölnern noch innerhalb der Profes-

sionen Architektur und Stadtplanung gefördert. Die Vorstellungen von zeitgemäßen Wohnformen sind dem ständigen Wandlungsprozess unserer Gesellschaft unterworfen und verpflichtet. Innovationen in der Bautechnik und im Verkehrswesen, ökonomische Rahmenbedingungen, soziale Ziele und ökologische Wertvorstellungen erfordern eine ständige Anpassung der Zielvorgaben eines zeitgemäßen Wohnungsbaus. Aus unterschiedlichen Ansätzen, mit denen Planer auf den kontinuierlichen Wandel reagieren, setzten sich europaweit einzelne Strömungen zeitlich begrenzt durch. Für das 20. Jahrhundert lassen sich etwa zehn solcher „Moden“ im Siedlungs- und Wohnungsbau erkennen, die jeweils einen gesellschaftlichen Konsens über die Vorstellungen innovativen Wohnungsbaus darstellen. Diese so genannten Leitbilder wechseln etwa alle zehn Jahre. Teils ergänzen, teils konterkarieren sie sich.

Zehn wegweisende Kölner Siedlungs- und Wohnungsbauprojekte

Während sich die „Moden“ im Siedlungs- und Wohnungsbau etwa alle zehn Jahre ändern, bleiben die unter dem Einfluss der jeweiligen Leitbilder entstandenen Wohngebäude jahrzehntelang bestehen. In der Ausstellung, bei den Vorträgen und den Ortsbegehungen wurde daher auf zwei Aspekte Wert gelegt: Einerseits wurde auf den innovativen Charakter des Projektes in seiner Entstehungszeit und auf seinen Beitrag zur Entwicklung des jeweiligen Leitbildes hingewiesen. Andererseits wurde gezeigt, wie der „unmodisch“ gewordene Bestand sich heute bewährt, wie weit er baulich und räumlich angepasst werden musste und welche unerwarteten Freiheiten in ihm lagen, die eine veränderte Aneignung auch ohne bauliche Veränderung ermöglichten. →

BDA Bund Deutscher Architekten Köln / Andreas Fritzen,
Architekt Köln **Wohnen zwischen den Moden**



Weißer Stadt, Köln-Buchforst

Der Auswahl der zehn Projekte lagen vor allem zwei Publikationen zugrunde: zum einen „Köln: Siedlungen 1888–1938“ und zum anderen „Köln: Siedlungen 1938–1988“ von Werner Heinen und Anne-Marie Pfeffer aus der Serie „Stadtspuren“ und andererseits „Die Entwicklung des Kölner Stadtraumes“ von Gerhard Curdes und Markus Ulrich. Die zehn ausgestellten, besprochenen und besuchten Projekte waren: Die Arbeitersiedlung Wilhelmsruh in Köln-Raderberg, das Takuviertel in Köln-Ehrenfeld, die Gartenstadt in Köln-Bickendorf, die Weiße Stadt und der Blaue Hof in Köln-Buchforst, das Germanische Dorf in Köln-Vogelsang, die Stegerwaldsiedlung in Köln-Mülheim, die Großsiedlung Köln-Chorweiler, das Quartier Groß St. Martin in der Kölner Altstadt, das Projekt Kartäuserwall in der Kölner Südstadt und das Wohnprojekt Beethovenpark in Köln-Lindenthal. Beispielhaft werden im Folgenden fünf Wohn- und Siedlungsprojekte vorgestellt.

Das Takuviertel, Köln-Ehrenfeld

Leitbild: Die Kölner Neustadt war ab 1880 in nur wenigen Jahrzehnten zwischen dem heutigen Ring und dem inneren Grüngürtel mit vier- bis fünfgeschossigen Blockrandgebäuden dicht bebaut worden. Die weitgehende Überbauung der Blockinnenbereiche und die enge Mischung von Wohnungen und Gewerbebetrieben wurden bald als störend und ungesund empfunden. Bessere Lebensbedingungen in der Stadt sollten durch die „Reformblöcke“ und „Reformhöfe“ geschaffen werden. Bei den „Reformblöcken“ wurde auf die Bebauung der Blockinnenbereiche verzichtet. Es entstanden vielerorts gemeinschaftliche Grünanlagen. Vielfach wurden die Blockecken aufgelöst, um die Blockinnenräume zu belüften und um ungünstig belichtete bzw.

belüftete Wohnungen zu vermeiden. Bei den „Reformhöfen“ wird das Erschließungsprinzip umgekehrt. Die Treppenhäuser der Wohngebäude werden nun nicht mehr von der Straße, sondern von einem gemeinschaftlichen, öffentlich zugänglichen grünen Hof erreicht. Die Wohnungsgrundrisse wurden so gestaltet, dass Querlüftung, Belichtung und Besonnung und die räumliche Zuordnung verbessert wurden.

Das Takuviertel gestern: Ab 1902 errichtet die Ehrenfelder Arbeiterwohnungsgenossenschaft (heute GWG Ehrenfeld) in Neu-Ehrenfeld eine weitgehend einheitliche Siedlung mit ca. 2.500 Wohnungen. Das gegenüber der Kölner Neustadt abwechslungsreiche Siedlungsbild ergibt sich aus den leicht geschwungenen Straßen, den platzartigen Aufweitungen, den großzügigen Plätzen und Freianlagen. Die durchschnittlich dreigeschossige, teils geschlossene, teils offene Blockrandbebauung verzichtet weitgehend auf die bis dahin üblichen hinteren Anbauten. Straßenraum und Blockinnenraum sind großzügig mit öffentlichem und privatem Grün ausgestattet: Straßenbäume und grüne Quartierpärchen mit Spielplatzanlagen, ebenso wie auch Vorgärten, rückwärtige Einzel- und Gemeinschaftsgärten.

Das Takuviertel heute: Die städtebauliche Struktur des Takuviertels ist bis heute weitestgehend erhalten. Die Siedlungsbereiche, die im 2. Weltkrieg stark zerstört waren, wurden leitbildgerecht wieder aufgebaut. Grund dafür ist nicht zuletzt der qualitätsvolle, abwechslungsreiche und durchgrünte Stadtraum, der trotz unterschiedlicher Gebäudetypen und Gestaltungen wesentlich zur Einheitlichkeit und Harmonie der Siedlung bzw. des Stadtteils beiträgt. Die weitgehend gut belichteten und belüfteten Wohnungen konnten ohne besondere Aufwendungen an die heutigen Wohnanforderungen angepasst werden. Die Siedlung ist nach wie →



oben: Takuviertel, Köln-Ehrenfeld
Mitte: Gartenstadt, Köln-Bickendorf
unten: Germanisches Dorf, Köln-Vogelsang

vor in genossenschaftlicher Hand. Die GWG Ehrenfeld stellt den hervorragenden Allgemeinzustand der Gebäude und Freianlagen sicher. Die heute hohe Nachfrage nach Pkw-Stellplätzen konnte durch den Bau einer Tiefgarage teilweise befriedigt werden.

Die Gartenstadt, Köln-Bickendorf

Leitbild: Ebenezer Howard beschreibt 1902 in seinem Buch „Garden Cities of Tomorrow“ („Gartenstädte von morgen“) das Leitbild einer Siedlung, die die Vorzüge des Stadtlebens mit denen des Landlebens verbinden sollte. Das ständige Anwachsen der Großstädte am Ende der Gründerzeit sollte durch einen Kranz eigenständiger, durchgrünter Kleinstädte gebremst werden. Das Leitbild der Gartenstadt setzt der hohen Wohndichte in den Mietskasernen der Großstädte eine kleinstädtische Wohnform in Einfamilien- und Doppelhäusern gegenüber. Anders als in England entstanden in Deutschland unter diesem Leitbild vor allem Vorortsiedlungen als reine Wohnquartiere ohne eigenständige Versorgung.

Die Gartenstadt Köln-Bickendorf 1 gestern: Das Motto der Architekten der gartenstädtischen Kleinhaussiedlung Bickendorf 1 „Lich, Luff un Bäumcher“ weist auf die dem Entwurf zugrunde liegende Idee der Gartenstadt hin. Für Personen mit „unterem Einkommen“ wurden auf einem dreieckigen Stadtrandgrundstück mit niedrigem Bodenwert 575 Familieneigenheime errichtet. Elf unterschiedliche Ein- und Zweifamilienhaustypen bilden qualitätsvolle kleinstädtische Straßenzüge und mehrere Quartiersplätze. Die Reihenhäuser mit schmal- und tiefparzellierten Grundstücken wurden so angeordnet, dass Nordlagen und Ecksituationen mit ungünstigen Belichtungsverhältnissen vermieden wurden. Die Wohngebäude sind meist zweigeschossig, plus ein Dachgeschoss und Keller. Die Wohnungen sind zwischen 70 bis

100 qm groß und verfügen über Gärten und teilweise über zusätzliche Vorgärten.

Die Gartenstadt Köln-Bickendorf 1 heute: Das Erschließungsnetz der Siedlung ist erhalten geblieben. Das Wohnquartier ist trotz seiner mittlerweile innenstadtnahen Lage im zentralen Bereich auch heute verkehrsarm und ruhig. Teile der Straßenräume, der Vorgärten, der gartenstadttypischen Straßenaufweitungen und Plätze sind im Laufe der Zeit zu Parkplätzen umgestaltet worden. Die Vielzahl der Reihenhäuser und engen Parzellen ist erhalten geblieben, sodass der ursprüngliche kleinstädtische Maßstab auch heute erlebbar ist. Die ursprünglich genossenschaftlichen und später privatisierten Wohngebäude sind teils in großem Umfang umgebaut worden, wodurch der einheitliche Charakter und die Gestaltqualität eingeschränkt worden sind.

Die Weiße Stadt, Köln-Buchforst

Leitbild: Die Leitbilder der Gartenstadt und des Reformwohnungsbaus zu Beginn des 20. Jahrhunderts ordneten die Qualität der einzelnen Wohnung dem Gesamtgefüge der städtischen Struktur unter. Das Leitbild der „Moderne“ brach ab Mitte der zwanziger Jahre mit diesem Prinzip. Die Modernisten stellten sich eine Stadt störungsfreier vor, in der die einzelnen Nutzungen wie Wohnen, Arbeiten, Verkehr, Erholung voneinander räumlich getrennt nebeneinander liegen. Möglich war dies erstmalig durch die stärkere Automatisierung der Bevölkerung. Die einzelnen monofunktionalen Stadtbereiche sollten nach einheitlichen, funktionalen Prinzipien entworfen werden. Dies förderte eine rationalisierte, typenorientierte Bauwirtschaft.

Die Weiße Stadt gestern: Die Weiße Stadt ist eine der wenigen Zeilenbausiedlungen in Köln. Anders als bei der Reihen- und →



Projekt Kartäuserwall, Köln-Südstadt (1995 u. 2005)

Blockbebauung sind die Wohngebäude nicht mehr begleitend zur Erschließungsstraße ausgerichtet, sondern sind alle zur bestmöglichen natürlichen Belichtungsrichtung orientiert. Der Straßenraum verliert damit seinen korridorartigen Charakter und erweitert sich zu einem fließenden Grünraum. Trotz der zunächst gleichförmigen Anordnung des Großteils der Wohngebäude wirkt die Weiße Stadt nicht monoton. Der Architekt Wilhelm Riphahn gestaltete den fließenden Stadtraum durch den sägezahnartigen Grundriss der Wohnzeilen, durch eingeschossige Ladenpavillons an der Heidelberger Straße, durch Straßenversätze und durch die platzartige Aufweitung mit Kirche und Gemeindehaus an der Cusanusstraße. Die fünfgeschossigen Wohnzeilen werden ergänzt durch einen kleinen Einfamilienhausbereich. Die Wohnungen sind standardisiert und in Bezug auf Belichtung, Belüftung und innerer Organisation optimiert.

Die Weiße Stadt heute: Die Siedlung ist bis heute weitgehend unverändert und steht aufgrund ihres einmaligen städtebaulichen und architektonischen Wertes unter Denkmalschutz. Die einheitliche städtebauliche Gestalt, der offene Raum, die anspruchsvolle Architektur und nicht zuletzt die optimierten Wohnungsgrundrisse sind nach wie vor Garant für die Lebensqualität der Bewohner. Die Eigentümerin des überwiegenden Siedlungsteils, die GAG Köln, verwaltet und pflegt die Siedlung bis heute in diesem Sinne.

Das Germanische Dorf, Köln-Vogelsang

Leitbild: Der Wohnungsbau im Nationalsozialismus verlagert den Handlungsschwerpunkt von den Großstädten zu mittleren und ländlichen Gemeinden. Die Bindung an „die Scholle“, an die Familie und an „das Vaterland“, die soziale Gruppierung in über-

sichtliche und kontrollierbare Einheiten ließen sich in ländlich geprägten Siedlungsformen eher erzielen als in den dichten, komplex strukturierten Metropolen. In „germanischen Dörfern“ mit bodenständiger Bebauung sollte nach dem Wunsch Hitlers „jeder deutsche Arbeiter sein eigenes Heim besitzen“. Aus dem Schlichtsiedlungsprogramm der Weimarer Republik übernahmen die Nationalsozialisten das Siedlungsbild einfachster, einheitlicher Einfamilienhäuser mit großen Nutzgärten für Obst- und Gemüseanbau und Tierhaltung zur Eigenversorgung.

Das Germanische Dorf gestern: Teile der Siedlung Vogelsang wurden bereits während der Weimarer Republik als Erwerbslosensiedlung errichtet. Isoliert durch mehrere Bahntrassen und eine Kiesgrube lag Vogelsang, wie der Name andeutet, am äußeren Stadtrand. Anders als die eher funktionalistische Erwerbslosensiedlung bauten die Nationalsozialisten Vogelsang mit deutlich dörflichem Charakter aus: mit leicht geschwungenen schmalen Straßen, einem Siedlungsmittelpunkt mit Kirche, kleinem Ladenlokal, Gaststätte und „Parteiheim“. Die Wohngebäude sind überwiegend als Doppelhäuser gebaut, die nach außen den Eindruck eines größeren Einfamilienhauses vermitteln. Die meisten Wohneinheiten sind ca. 70 qm groß, haben kein Wohnzimmer und kein Bad, stattdessen nur eine Wohnküche. Die Grundstücke mit Nutzgarten, Ställen und Hühnerauslauf sind großzügig bemessen.

Das Germanische Dorf heute: Die städtebauliche Struktur der Siedlung Vogelsang ist heute noch erkennbar. Der dörfliche Charakter, gerade im Siedlungsmittelpunkt, ist auch heute erlebbar. Vollständig überformt ist der größte Teil der Wohngebäude. Die Kleinsthäuser sind durch gewaltige Gauben, hintere Anbauten und seitliche Garagen auf heutige Wohnflächenanforderungen

erweitert. Die Doppelhäuser verlieren ihre einheitliche Wirkung, da jede Wohnpartei individuell „ihre“ Fassade gestaltet. Die engen Straßen erfüllen heutige Verkehrsanforderungen kaum. Dennoch bieten vor allem die großen Grundstückszuschnitte Raum für gestiegene Ansprüche an Wohnqualität und Stellplatzflächen.

Das Projekt Kartäuserwall, Köln-Südstadt

Leitbild: Bis in die 1980er Jahre ging der Massenwohnungsbau, aber auch der bürgerliche Wohnungsbau von stereotypen Bewohnern aus. Die Postmoderne zeichnete ein vielschichtigeres Gesellschaftsbild, lenkte den Blick auf die Unterschiedlichkeiten, auf das Bruchstückhafte, das Collagenhafte und das Relativistische unserer modernen Gesellschaft. Vielerorts wurde die Postmoderne bildhaft interpretiert. Architektonische Elemente und Zitate wurden bei Gebäuden additiv zusammengesetzt. Baukörper bildeten oft kein einheitliches, sondern ein bruchstückhaftes Bild. Darüber hinaus erkannten die Planer die Notwendigkeit, mit maßgeschneiderten Wohnprojekten auf dieses ausdifferenzierte Gesellschaftsbild reagieren zu müssen: durch spezifische Projekte für Randgruppen, durch die bewusste Durchmischung unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen innerhalb eines Projekts oder durch den Versuch, die sozialen Beschränkungen des Städtebaus und der Architektur aufzubrechen.

Das Projekt Kartäuserwall gestern: Ein leer stehendes Brauereigebäude wurde 1995 durch Selbstinitiative und unter Leitung der Kölner Planwerkstatt zum Wohn- und Arbeitsraum einer größeren Gruppe ehemaliger Hausbesetzer umgebaut. Das Projekt wurde in einem langjährigen Diskussionsprozess zwischen Architekten und Bewohnerschaft geplant und gegen massive politische und

gesellschaftliche Widerstände durchgesetzt. Die alte Bausubstanz des Brauereigebäudes wurde teilweise erhalten, durch Holzaufbauten ergänzt und mit markanten, weit abgesetzten Wellblechdächern eingedeckt. Die Gebäude umstehen einen zur Straße hin offenen Hof. Die Auflösung der stereotypen Unterscheidung zwischen öffentlichem und privatem Raum gelang nicht nur durch den halböffentlichen Hof, sondern wurde weiter differenziert durch zugängliche Stege, Treppen und Dachgärten. Wie die Räume, so sollten auch die Nutzungen vielfältig sein: Unterschiedlichste Wohnungen wurden ergänzt durch Werkstätten, Läden, Gemeinschaftsräume, Konzert- und Theatergewölbe und ein Café.

Das Projekt Kartäuserwall heute: Nach der ersten Bewährungsprobe durch die komplexe Planungs- und Bauzeit ergibt sich heute, zehn Jahre später, eine weitere Bewährungsprobe durch die veränderten Ansprüche und Lebensweisen der Bewohner selbst. Das Schwulen- und Lesbenzentrum SCHULZ musste nach Lärmbeschwerden und weiteren Konflikten mit den Bewohnern des Projektes und den Nachbarn 2003 geschlossen werden. Die ursprünglich „alternative“ Bewohnerschaft beginnt zu verbürgerlichen, der linke Politikämpfer von früher wird zum integrierten Langzeitstudenten. Erste räumliche Auswirkungen sind an der stärkeren privaten Gestaltung der einst öffentlich gedachten Zwischenräume abzulesen. Wie sich das maßgeschneiderte Projekt auf die erkennbaren Veränderungen einstellen kann, bleibt abzuwarten. ←

Das 25-jährige Jubiläum der Kölner „Stollwerck“-Besetzung war Anlass, im Rahmen einer Ausstellung, begleitet von einer Veranstaltungsreihe, auf das damals modellhafte Konzept der Umwandlung einer leeren Fabrik in Wohn- und Lebensraum zurückzuschauen.

Die folgenden Wortbeiträge stammen aus den insgesamt 28 Minuten dauernden Video-Interviews, die Rudolf Frings (Regie, Kamera), Gerd Plitzner (Kamera) und Majid Pourshirvani (Schnitt) für die Ausstellung produziert haben.

Martin Stankowski, Stadthistoriker

Für uns hat das Thema Stollwerck 1974 angefangen mit dem Kölner Volksblatt, als ein Betriebsrat der Firma Stollwerck, der lange unser Informant war, zu uns kam und von geheimen Verlegungsplänen erzählt hat, weg aus der Südstadt. Und der Hintergrund war ja, dass in Köln lange über die Sanierung diskutiert wurde und dass 1973 das neue Städtebauförderungsgesetz verabschiedet worden ist, dass dann im Geheimen das Stollwerck-Gelände in der Kölner Südstadt als erstes offizielles Sanierungsgebiet ausgeschaut war und in diesem Zusammenhang dann zwei verschiedene Spekulanten um die Aktienmehrheit rangen. Der eine war der Schokoladenfabrikant Hans Imhoff und der andere war der Grundstücksspekulant Renatus Rüger. (...)

Der politische Kontext war immer: erstens Arbeitsplätze, zweitens Flächen für die Sanierung des Viertels zu haben und drittens, aus Sicht der Fabrik, auch öffentliche Zuschüsse, weil Städtebauförderungsmittel nicht nur für Wohnungssanierung und für Umsiedlung, sondern eben auch für solche industriebezogenen Aktivitäten gezahlt wurden. Und da gab es (...) ein sehr geschicktes Spiel zwischen dem damaligen Oberstadtdirektor

Hans Mohn, zwischen Hans Imhoff, dem Mehrheitsaktionär von Stollwerck, inzwischen Ehrenbürger der Stadt Köln, und diesem Grundstücksspekulanten Renatus Rüger. Ich werde das Ergebnis erzählen: Die Fabrik wurde nach Porz verlagert, die anfangs 3.000 Arbeitsplätze wurden über 1.000 und 700 auf nur noch 300 reduziert, und der Grundstückspreis wurde in einer geschickten Transaktion auf den etwa acht-bis zehnfachen Preis des alten Schätzwertes hochgetrieben. Das war der politische Hintergrund. Und dann begann parallel eine zweite Debatte: Wenn die Fabrik nun weg ist, und wenn das Severinsviertel Sanierungsgebiet wird, was geschieht mit der alten Fabrik? Und da sind eben diese Pläne entstanden. Das war damals ganz modern, heute ist es sehr banal. Ob in London oder sogar in Duisburg: Überall werden alte Fabriken umgebaut. Damals galt das offensichtlich als Revolution! Und dann kam also die BISA (Bürgerinitiative Südliche Altstadt, d. Red.), die Architekten und Stadtplaner und auch wir, und alle sagten: „Das kann man doch umbauen.“

Und dann beginnt der zweite Teil der Geschichte: Dass die herrschende Sozialdemokratie nicht davon zu überzeugen war, dass war der politische Teil. Am besten hat das der damalige Bundestagsabgeordnete Konni Gilges auf den Punkt gebracht, der diesen wunderbaren Satz gesagt hat: „Das Proletariat will da, wo es ausgebeutet worden ist, nicht auch noch wohnen müssen.“

Dahinter steht eigentlich ein tiefes Unverständnis für diese Idee, Fabriken umzubauen. Also es war, kann man mal so sagen, ein kultureller Dissens, der sich politisch ausgedrückt hat. (...)

Dann gab es lange Diskussionen um den Bau der Musterwohnungen. Das ist dann durchgesetzt worden, und dann war die herrschende Sozialdemokratie und die Stadtspitze etwas vorsichtig, denn es standen Landtagswahlen an. Das war 1985, →

Historisches Archiv der Stadt Köln

Schatz – 25 Jahre nach Stollwerck

STADT KÖLN INFORMIERT

Was ist wirklich los im Stollwerck?

Die Stadt Köln informiert Sie über die Entwicklung der Sanierungsmaßnahmen im Stollwerck.

KÖLN EXTRA

Bollwerk Fabrik

Der Kölner Stadt-Anzeiger hat sich vergangenen Monats mit der Sanierung der Bollwerkfabrik auseinandergesetzt. Er wagt die Reporter auf einen Irrweg, der...

Für Sanierung neuer Störme führt. Die Stadt Köln versucht im wesentlichen mit der Argumentation, dass sich der Abruch dem Text in Auslegung.

BISA

Bürgerinitiative Südliche Altstadt e.V. informiert:

Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger im Severinviertel,

wie Sie sicherlich wissen, bemüht sich die BISA seit mehreren 10 Jahren um die Verbesserung der Lebensbedingungen in unserem Viertel. Angefangen mit der Altbürger Straße im Jahr 1971, der Errichtung eines Bauplatzes im Hinfeshauptpark, der Sicherung von Verkehrsregeln für Schulen, der, dem Versuch, die Verschandelung des Kandelers in zu verhindern, bis zur Errichtung eines Musterwohnungs im Stollwerck.

Was ist los mit der Musterwohnung?

Seit 5 Jahren hat die BISA versucht, die Stadt auf die ausgereicherte Basis der Stollwerckgebäude, besonders der 1956 gebauten Teile und, wie man merkt an machen. Jeder, der bei Stollwerck gearbeitet hat, weiß, wie gut diese Neubauten in Schuß sind. Die Stadt sollte untersuchen, ob man nicht in diesen Gebäuden preisgünstige Wohnungen für Sanierungsbedürftige leisten könnte.

Die BISA hat bereits 1976 nachgewiesen, daß solche Wohnungen mindestens 20% billiger sein würden, als ein Neubau, was nach dem von der Stadt geforderten mehr billigen, sondern, wie man sieht, nicht nur billiger, sondern auch besser wohnen kann als in einem Neubau des sozialen Wohnungsbau. Die Wohnungen haben ausreichend Licht, Luft und Sonne, die Wohnunggröße und -einrichtung kann jeder selbst bestimmen. Vor jeder Wohnung gibt es einen Vorplatz mit Pflanzenbecken, Schuppen und Abstellflächen für Kinderwagen und Dreiräder. Auf dem überdachten Wohnweg können Kinder bei schlechtem Wetter auch außerhalb der Wohnung spielen. Auf einer großen Loggia kann am Frühstück und der Sonne liegen.

Für wen sollen diese Wohnungen sein?

Es gibt im Viertel viele Familien, die in zu kleinen Wohnungen ohne Licht und Sonne wohnen, oder die überhaupt keine Wohnung haben. Für die ist Stollwerck eine einmalige Chance. Sie können sich hier unter Einsatz ihrer eigenen Arbeitskraft und in Nachbarschaftshilfe eine Wohnung bauen, die dann auch selber gehören könnte.

Wohnungen sehen?

Warum will die Stadt Stollwerck abreißen?

Die BISA hat nach Bekanntwerden dieser phantastischen und faktischen und hat schon im Betrag hervorzuheben Handlungsmasse von Falschheit und Verwirrung, dem Charakteristischer ist, daß es keine Verantwortung für die zu erwartende Entwicklung mehr übernommen wurde. Jemand auf dem Abruch zu schütten, den die Verwaltung lange vor der Entscheidung der Ratungsmitglieder vorbereitet hatte.

Die BISA fordert:

1. Kein Abruch von Stollwerck!
2. Musterwohnungen in allen zum Abruch vorgesehenen Trakten!
3. Berücksichtigung und Entscheidung durch alle Bewohner!
4. Ausnahme der Kündigung der Palazzi - Schicksal - Gruppen!
5. Arbeitsmöglichkeiten der Arbeitsgemeinschaften.

STRENG GEHEIM

STOLLWERCK ZEITUNG

Reißt Hertenerich für Bürger?

STOLLWERCK ZEITUNG

Alltag im Stollwerck

STOLLWERCK ZEITUNG

VRING GERE

MÄNNERPH

und die SPD hat die Landtagswahlen haushoch gewonnen (...) und zwei Tage danach dann im Stadtentwicklungsausschuss beschlossen: „Jetzt wird abgerissen. Wir bestellen die Bagger.“ Das ist diese legendäre Entscheidung. Viele von uns waren im Stadtentwicklungsausschuss auf den Zuschauerrängen im Saal, haben das gehört, haben die Entscheidung mit großen Buh-Rufen kommentiert, und dann hat sich vom Rathaus aus (...) ein Demonstrationszug in die Südstadt begeben, und damit begann eben die Besetzung. (...)

Jetzt kommt die Besetzung selber, wiederum nur politisch erzählt: Die ersten Wochen keine Kommunikation. Dann aber unter dem Druck der, sagen wir mal, desolaten Verhältnisse innerhalb der Besetzung – die ist ja zum Teil implodiert, so würde ich es heute nennen, an inneren Widersprüchen zu Ende gegangen – begannen die Besetzer eben mit einer kleinen Delegationsgruppe mit der Stadtspitze – damals war das Günter Herterich, der starke Mann der SPD – zu verhandeln und haben sich dann auf einen Katalog mit Konditionen geeinigt, unter denen die Besetzer aus der Fabrik rausgehen. (...)

Und damit beginnt sozusagen dann das vierte Kapitel, nämlich die Nachgeschichte, die dann – so habe ich es jedenfalls erlebt, und so interpretiere ich es heute – von beiden Seiten gar nicht mehr exzessiv betrieben wurde. Das heißt, die Stadt war nur noch interessiert abzureißen, was sie dann auch peu à peu gemacht hat. (...) Und die Besetzerseite war disparat, aufgelöst. (...) Das Kapitel war verdrängt, nicht abgeschlossen, sondern verdrängt, weil eigentlich beide Seiten diese Besetzungszeit als Niederlage empfunden haben. Die einen, weil sie sechs Wochen nichts zu sagen hatten, und die anderen, weil sie nichts erreicht hatten.

Dieter Kublitz, Rechtsanwalt

Wichtig scheint mir zu sein, dass die Musterwohnung ja vor einem bestimmten sozialen und politischen Hintergrund gebaut worden ist. Seit Anfang, Mitte der 70er Jahre hat sich in Köln eine sehr breit vernetzte Bürgerinitiativenbewegung aufgetan, die aus ganz verschiedenen Gründen heraus und mit ganz verschiedenen Ansprüchen und Interessen Bürger organisiert hat und Ansprüche an die Stadt angemeldet hat – die in vielen Punkten ja sehr zurückhaltend war, um das mal vorsichtig zu formulieren, wenn es darum ging, soziale und kulturelle Interessen der Bürger überhaupt zu erkennen. (...)

Was damals stattgefunden hat an politischer Vernetzung in dieser Initiativenbewegung, hat natürlich seine ganz entscheidende Begründung darin, dass die politischen Verhältnisse in Köln damals, wie auch noch lange Zeit später und eigentlich bis heute, sehr dadurch geprägt waren, dass eine durchgehende große Koalition mit kurzen zeitlichen Unterbrechungen zwischen SPD und CDU die Macht in dieser Stadt hat. Diese beiden großen Parteien haben es verstanden, sich eigentlich alles, was zum öffentlichen Leben gehört, untereinander aufzuteilen, und haben in dieser Zeit wenig wahrgenommen, dass es auch außerhalb dieser beiden großen Parteien Interessen gab, die von der Politik eigentlich hätten abgedeckt werden müssen. Was uns eigentlich sehr überrascht hat – mit uns meine ich die Initiatoren dieser Musterwohnungsserrichtung –, ist das große Interesse und das große Engagement vieler, vieler Bürger, die wir vorher gar nicht kannten. (...) Die Aktion war geprägt durch ein Zusammenwirken sehr vieler Menschen, die offenkundig gemeinsam das Ziel hatten, die Weiterentwicklung der Planung dieses Stadtteils nicht der großen Koalition von SPD und CDU zu überlassen, sondern

selbst Dinge in die Hand zu nehmen, selbst zu machen, selbst kreativ zu werden, selbst Ideen zu entwickeln, selbst kommunikativ zu werden, also die Ideen auch nach außen zu tragen, sie gegenüber der Presse zu vertreten, die stark interessiert war an diesen Vorgängen, und natürlich auch gegenüber dem Fachpublikum, also den Architekten und Stadtplanern, die von überall her ganz großes Interesse anmeldeten, was denn hier eigentlich auf diesem alten Fabrikgelände an Neuem passiert. Ich denke, das gehört mit zu den herausragenden Erfahrungen und Erlebnissen dieser Zeit, dass da Architektur wirklich praktisch „von unten“ von sehr vielen Beteiligten und Betroffenen gemacht worden ist.

Stephan Görner, Architekt

(...) Der Bau der Musterwohnung war ja der Versuch nachzuweisen, dass man in einem ehemaligen Industriegebäude sehr wohl leben, arbeiten und auch wohnen könnte, und das ist eine Tatsache, die inzwischen Trend, sogar Mode ist. Das heißt also, nach 25 Jahren ist das kein Problem mehr, weder ein technisches noch ein soziales. (...) Es gibt in der Hanauer Landstraße in Frankfurt zum Beispiel Neubauten, die aussehen wie die Stollwerck-Fabrik vor 25 Jahren. Das war einer der Aspekte dieser Initiative, nämlich darauf hinzuweisen, dass es sich dort um ein sehr kostbares Potenzial an Bausubstanz handelt. (...) Und die Lage der Gebäude, der Standort war so ausgezeichnet, dass wir der Meinung waren, man müsse, bevor man diese Gebäude abbricht, noch mal überlegen, ob es nicht die Möglichkeit der Konversion gibt, wie das heute heißt, und wie das heute auch üblich ist. Das war jedoch politisch damals nicht möglich, auch nicht denkbar, weil es im Städtebau Usus war, gewerbliche Einrichtungen (...) aus Wohngebieten sozusagen auszulagern, und das war meistens

verbunden mit dem Abbruch. (...)

Neben dem technischen Aspekt, der uns natürlich als Architekten erst mal interessiert hat, ging es auch um den sozialen Aspekt: also, Menschen die Möglichkeit zu geben, ihre Wohnung selber zu planen, ihre Wohnung sogar selber zu bauen – dass es möglich ist, haben wir ja auch nachgewiesen. Und dass es darüber hinaus, und das war der äußere Rahmen, auch möglich ist, preiswerten Wohnraum in der Südstadt zu schaffen, um denjenigen, die durch die Sanierungsmaßnahmen mit einer Verdrängung rechnen mussten, ein günstiges Angebot zu machen. Heute würde man das sicherlich auch noch sehr viel stärker unter dem ökologischen Gesichtspunkt sehen, denn Bauschutt ist in der Regel Sondermüll. Er ist kaum kostengünstig zu beseitigen, und ganz abgesehen davon würde man das heute eben auch als Ressource sehen, die man weiterverwenden soll und weiterverwenden muss. (...) Insgesamt würde ich das, was sich da auf diesem Gelände entwickelt hat, positiv betrachten. (...) Es ist gelungen, ein großes Gebäude, den Anno-Riegel, zu erhalten. Und dieser wurde umgebaut zu Wohnungen, sowohl zu Mietwohnungen als auch zu Eigentumswohnungen, und soweit ich weiß, funktioniert dort das Wohnen ausgezeichnet. Darüber hinaus ist es gelungen, einen Großteil als sozialen Wohnungsbau zu erstellen, was dazu geführt hat, dass die Leute im Viertel, die ihre Wohnungen räumen mussten, dort ein Angebot fanden. Eine weitere Forderung war ein Bürgerzentrum. Dieses Bürgerzentrum ist auch errichtet worden, und darüber hinaus gibt es Einrichtungen für Kinder wie einen Park, Spielplätze und auch einen Kindergarten in einem umgebauten Lagergebäude. Also, wenn man mich fragte, (...) wie ich das beurteile, dann würde ich sagen: Das ist sehr positiv ausgegangen, und man sollte das auf jeden Fall wiederholen. →

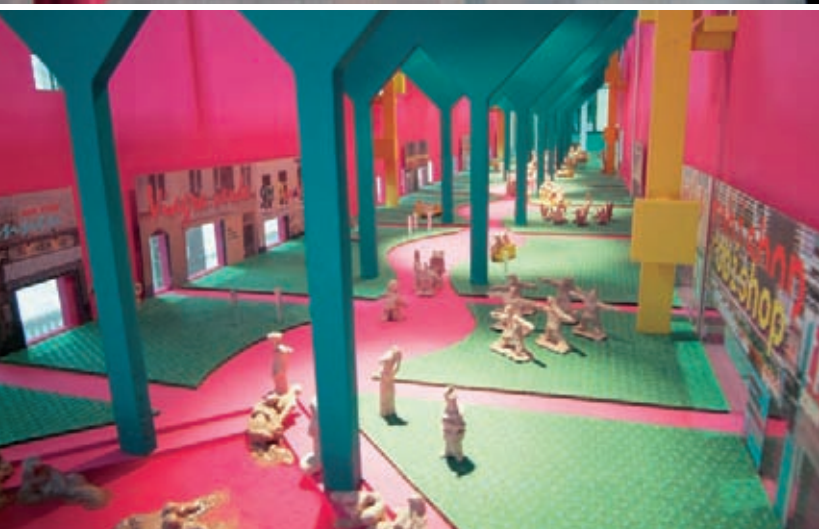
Bodo Marciniak, Architekt

Ich glaube, was bis heute für mich prägend geblieben ist, war eigentlich die sehr starke Gemeinsamkeit, das Gemeinsamkeitsgefühl, das bei dem Bau und auch schon bei der Vorbereitung dieser Musterwohnung entstanden ist. Und vor allem auch die Überzeugung, (...) dass man diese Fabrikhallen eben nicht abreißen darf, dass sie einen unheimlichen Schatz darstellen, der nun auch eine Geschichte hat. Es ist ja auch schön, Elemente von Geschichte neu zu beleben und mit neuem Leben zu füllen. (...) Es war ein Happening, muss man auch dazu sagen. (...) So, dass dann so viele gekommen und geblieben sind, (...) dass es auch aus dem Ruder gelaufen ist, weil nicht daran gedacht worden war, das ganze Stollwerck zu besetzen. Wir wollten, das war ja das Ziel, mit dieser Musterwohnung einen Nachweis bieten, dass nicht nur die Bausubstanz als Materie geeignet ist, weiterverwendet zu werden, sondern auch die sehr tiefen Grundrisse – wir hatten uns ja einen Baukörper ausgesucht, der war 14 oder 16 Meter tief, und es gab welche, die waren noch tiefer. Trotzdem haben wir gesagt, der ist tief genug, sodass man mit einem Loggia-Einschnitt auf der einen Seite, einem Laubengang auf der anderen und mit einer Wohnungstiefe, die dann so bei etwa zehn, zwölf Metern lag, nachweisen konnte, dass es im Inneren hell genug war. Was überhaupt kein Problem war, weil die Deckenhöhe fast sechs Meter betrug und dadurch der Lichteinfall ganz anders war, als bei einer gewöhnlichen Wohnung. Man muss sich vorstellen, es waren eigentlich zwei Geschosse, die wir zu einem gemacht haben – mit der Möglichkeit natürlich, Galerien einzubauen, was wir auch angedeutet haben. Um damit auch den Nachweis zu führen, dass diese Räume wirklich als Wohnräume geeignet sind und nicht nur als Büro oder Gewerbeobjekt.

Ursula Tischner, Designerin

Zum Thema Stollwerck und Nachhaltigkeit muss man erst mal sagen, dass zu der Zeit, als diese Stollwerck-Initiative startete, das Thema Nachhaltigkeit in der Öffentlichkeit eigentlich gar nicht diskutiert wurde. Das heißt, es war eine Experten-Diskussion, und dieses Leitbild „Sustainable Development“ oder „Nachhaltige Entwicklung“ wurde ja erst 1987 von der Brundtland-Kommission formuliert und dann 1992 von über 170 Staaten unterschrieben. (...) Trotzdem kann man an diesem Stollwerck-Projekt einige nachhaltige Elemente identifizieren. Also, zum Beispiel ist es natürlich ökologisch nachhaltig, wenn man eine Immobilie, die schon besteht, weiternutzt, umnutzt, renoviert und insofern einen Abriss und einen Neubau vermeidet. In der Regel ist das ökologisch sinnvoll. Im Stollwerck wurde das versucht, und es war somit eins der ersten Projekte, wo in dieser Größenordnung eine Industrieimmobilie zu Wohnraum umgenutzt werden sollte. (...)

Thema soziale Nachhaltigkeit: Das Stollwerck-Projekt oder die Initiatoren hatten ja die Idee, dass man preisgünstigen Wohnraum für die Leute im Viertel erhält und schafft und daraus eben nicht so ein Yuppie-Wohnprojekt macht mit Luxuswohnungen, die dann ganz teuer sind. (...) Dass das dann im Nachhinein so nicht realisiert werden konnte, also die Stollwerck-Initiative an sich nicht nachhaltig war, muss man wahrscheinlich eher der Stadt Köln vorwerfen und nicht den Initiatorinnen und Initiatoren. Und da spielt dann die dritte Säule der Nachhaltigkeit, nämlich die Ökonomie, hinein, weil ganz klare Profit-Interessen von anderen Seiten dagegen sprachen, dieses doch vielleicht ökologisch und sozial nachhaltigere Projekt weiterzuentwickeln. ←



Bruchgefahr!
Handlu mit Vorsicht

Bruchgefahr!
Handlu mit Vorsicht

Bruchgefahr!
Handlu mit Vorsicht

Bruchgefahr!
Handlu mit Vorsicht

Bruchgefahr!
Handlu mit Vorsicht

Bruchgefahr!
Handlu mit Vorsicht

Bruchgefahr!
Handlu mit Vorsicht

Bruchgefahr!
Handlu mit Vorsicht



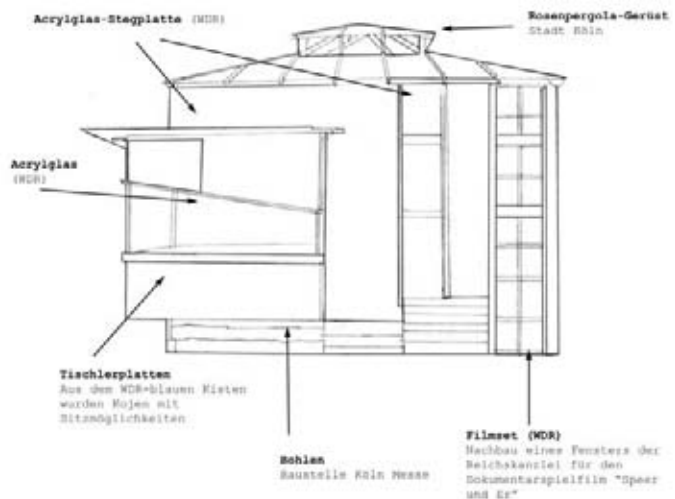
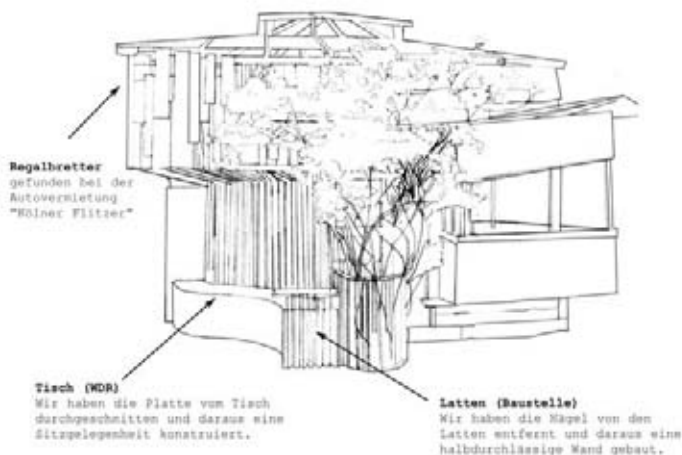
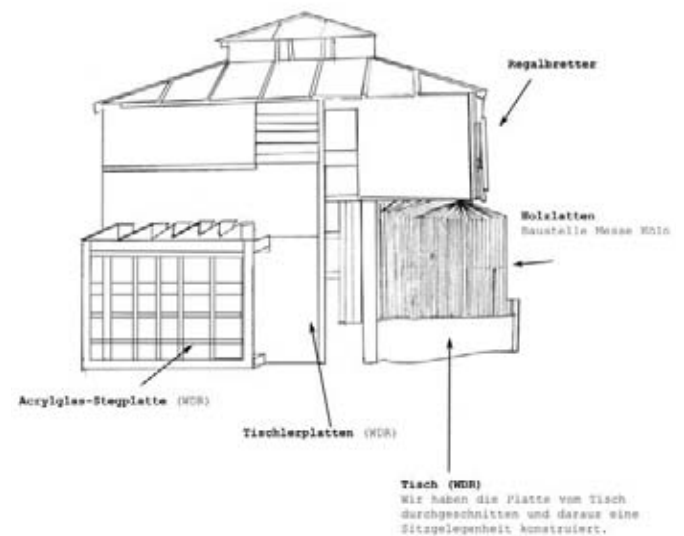
plan05 interventionen

Folke Köbberling
Martin Kaltwasser
Christian Maier
Haus Köln

Stefan Eberstadt
Rucksack House

Kasper König
Dionysos Hof 1:1

Das „Haus Köln“ der Berliner Künstler Folke Köbberling, Martin Kaltwasser und Christian Maier wurde von ihnen aus „Umsonst-Baumaterialien“ gebaut, die sie auf Kölner Baustellen, Brachgrundstücken und als Überbleibsel von anderweitig Gebautem, wie etwa ausgedienten Filmkulissen, gefunden haben. Als Standort wählten sie eine Stelle im Rheingarten, mitten zwischen der touristisch dominierten Altstadt und den Anlegern der Ausflugschiffe. Eine städtische Rankrosen-Pergola, Mitte der 80er Jahre im Zuge der Rheingarten-Gestaltung von Erich Schneider-Wessling entworfen, diente als Konstruktionsgerüst des Hauses. Das aus der Verbindung von gefundenen Materialien und gefundenen städtischen Strukturen entstandene Bauwerk verweist auf eine andere Art von Architektur und zeigt, welche ungenutzten „Ressourcen“ in Köln und überhaupt in urbanen Räumen zu entdecken sind.



Folke Köbberling / Martin Kaltwasser / Christian Maier,
Künstler Berlin **Haus Köln**





Folke Köbberling / Martin Kaltwasser / Christian Maier,
Künstler Berlin **Haus Köln**



Nachdem das Projekt Rucksack House des Münchner Künstlers Stefan Eberstadt zu plano4 in der Galerie Ulrich Fiedler vorgestellt wurde, ist zu plano5 das gebaute Objekt an einer Kölner Fassade installiert worden.

Das Rucksack House ist eine begehbare Skulptur zwischen Kunst und Architektur, die als schwebender Lichtraum wie eine „Minimal Sculpture“ erscheint. Mobil wie ein Rucksack, wird das Gehäuse als zusätzlicher Raum mit Stahlseilen vor die Fassade eines beliebigen Wohn- oder Bürohauses gehängt und durch das Fenster betreten. Mittels ausklappbarer Einrichtungselemente erweist sich das Rucksack House als praktische Wohn- oder Arbeitsraumerweiterung: Einzelne Wandsektionen verwandeln sich auf funktionale Weise in Schreibtisch, Regal oder in eine Liegefläche zum Lesen und Schlafen.

Der in Köln eingesetzte Prototyp dieser Wohn-Skulptur ist 1,6 Tonnen schwer und in Skelettbauweise aus verschweißten Vierkantstahlrohren gefertigt, die innen mit Sperrholz-Standard-Platten und außen mit witterungsbeständigen Furnierschichtplatten belegt sind. Rundum sind die Flächen durch Plexiglas-Einlagen unterbrochen.

Mit dieser höchst einfachen und einleuchtenden Methode, einen neuen Raum an einen bestehenden anzudocken, wird die Idee vom selbst gebastelten und anarchistisch gesetzten Baumhaus wiedererweckt, diesmal jedoch prominent platziert und statisch geprüft.

Stefan Eberstadt, Künstler München
Rucksack House





Stefan Eberstadt, Künstler München
Rucksack House



Passanten durchqueren einen hellen, kleinen Hof. Auf der einen Seite plätschert das Wasser in einen Brunnen, auf der anderen öffnet sich der Blick auf den Rhein. Dass dieses Szenario einst auf den Kölner Dionysos Hof zutraf, würde heute kaum erahnen, wer sich zufällig dorthin verirrt.

Der um 1972 entstandene, von dem Architekten Fritz Schaller entworfene Hof befindet sich unterhalb des Domchores in unmittelbarer Nachbarschaft zum Museum Ludwig. In der Mitte des offenen Innenhofes steht der Dionysos Brunnen mit einer Plastik des Kölner Bildhauers Hans Karl Burgeff. Da die heutige Unterführung seinerzeit noch fehlte, konnten die Passanten auf ihrem Weg den Rhein erblicken. Im Gegensatz dazu ist der Dionysos Hof heute ein trotz seiner prominenten Lage vernachlässigtes Areal.

Nachdem das Museum Ludwig bereits 2004 eine Podiumsdiskussion im Rahmen von plano4 veranstaltet hat, bei der die gegenwärtige Situation erörtert wurde, sollte 2005 eine künstlerische Annäherung erfolgen. Zu diesem Zweck haben wir fünf Künstler und vier Architekten eingeladen, sich mit dem Un-Ort auseinanderzusetzen. Ziel war es nicht, eine endgültige Lösung für die Gestaltung des Dionysos Hofes zu finden. Gedacht war an einen vorübergehenden Versuch einer Verbesserung.

Die Künstler Heike Beyer, Tue Greenfort, Tazro Niscino, Tobias Rehberger und Andreas Slominski sowie die Architekten Arno Brandlhuber, Jesko Fezer, Nikolaus Hirsch und Marianne Mueller haben nach einem Treffen, das im Juli 2005 im Museum Ludwig

stattfand, erste Statements entwickelt, die in der Kölner „Stadt-Revue“ veröffentlicht wurden. Bei einem zweiten Treffen entwickelten die Beteiligten weitere Vorschläge. Die Idee, den Dionysos Hof zu fluten, stand dabei in nahezu allen Konzepten im Mittelpunkt. Gemeinsam entschieden sich die Teilnehmer letztlich für künstlichen weißen Schaum: Ein Material, dessen Konsistenz und Farbe zu einer radikalen temporären Verwandlung des Platzes beitragen sollte.

Kurz darauf wurde der Dionysos Hof mit 50.000 Litern Schaum gefüllt. Schaum, der leicht und vergänglich vom wehenden Wind verwirbelt wurde. Die Materialität des grauen Betons erhielt durch die weiße Schaummasse, die das Tageslicht gleichzeitig reflektierte, ihre ursprüngliche architektonische Qualität zurück. Drei Tage lang badete Burgeffs Dionysos im künstlich erzeugten Schaum, der immer wieder nachgefüllt wurde. Die Passanten wurden auf die vergessene Ecke aufmerksam, ob sie von der Empore aus die Aussicht genossen oder sich – vorsichtig oder mutig – in den Schaum begaben. Nebenbei erfuhr der Dionysos Hof eine gründliche dreitägige Reinigung, die er, dem Geruch nach zu urteilen, nötig hatte.

(Zu diesem Projekt ist ein Katalog des Museum Ludwig erschienen, der die verschiedenen Phasen des Projekts dokumentiert, mit den Beiträgen der beteiligten Künstler und Architekten sowie einem Text von Bazon Brock.)

Kasper König, Direktor Museum Ludwig Köln

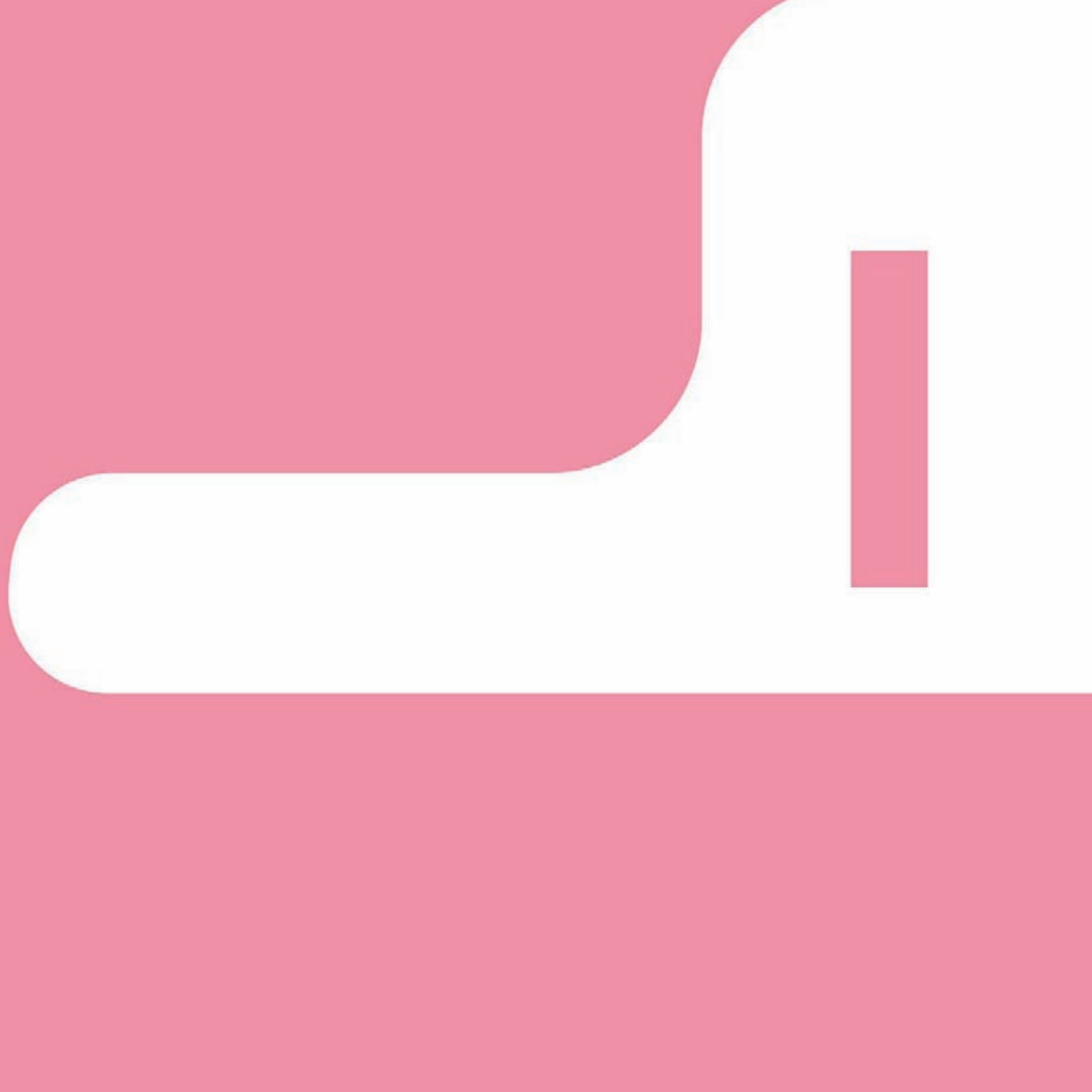
Dionysos Hof 1:1





Kasper König, Direktor Museum Ludwig Köln
Dionysos Hof 1:1





wie wir wohnen werden

Sabine Voggenreiter / Kay von Keitz

Wie werden wir, wie wollen wir in Zukunft wohnen? Das war die schlichte und zugleich komplexe Frage, die wir den Teilnehmern unseres Workshops gestellt haben. Eingeladen hatten wir fünf Teams internationaler Architektur-Hochschulen, bestehend aus Lehrenden, Absolventen und Studierenden: Juan Pablo Molestina – Peter Behrens School of Architecture Düsseldorf, María Jesús Muñoz Pardo – Escuela Técnica Superior de Arquitectura de Madrid, Uli Seher – Ecole d’architecture Paris-Malaquais, Nicolas Tixier – Ecole d’architecture de Grenoble, Catherine Venart – Faculty of Architecture and Planning Dalhousie University Halifax. Die Moderatoren dieses Arbeitsprozesses waren Juan Pablo Molestina und der Architekt Manuel Herz, Gastprofessor am Berlage Institute in Rotterdam. Die Ergebnisse dieses Workshops waren in der einmonatigen Ausstellung „Wie wir wohnen werden“, die während der plan05-Woche begann, in den Räumen des Bundesverbandes Bildender Künstler im Kölner Stapelhaus zu sehen, zu hören und zu lesen. Die Realisation erfolgte durch die Teilnehmer selbst und in Zusammenarbeit mit den Videoregisseuren Graw Böckler und dem Grafikdesigner Olaf Meyer. Begleitet wurde die Ausstellung durch Vorträge von Pilar Echarria und Jean Philippe Vassal.

Ermöglicht wurde das Projekt durch die großzügige Unterstützung der IKEA Stiftung. Als Fortführung des Workshops und der daraus entstandenen Ausstellung erscheint eine Publikation zum Thema mit einer Reihe von Textbeiträgen unterschiedlicher Autoren.

Juan Pablo Molestina (J. P. M.) und Manuel Herz (M. H.) erläutern im Gespräch das Projekt:

J. P. M.: Es war ein Workshop mit fünf Teilnehmergruppen, die sich vorher nicht kannten. Wir haben uns hier getroffen und gesagt: „Am Ende der Woche werden wir zusammen eine Ausstellung machen.“ Während wir daran gearbeitet haben, entstanden sehr anregende Diskussionen darüber, was denn das Wohnen in der Zukunft bedeutet. Der Zeitrahmen 2020 ist so angelegt, dass wir im Grunde von Trends sprechen können, die es bereits gibt.

M. H.: Wir hatten das Thema Wohnen aufgeteilt in die fünf Bereiche Schlafen/Waschen, Erholung/Wellness, Kommunikation/Gäste, Arbeiten, Versorgung. (...) Wir hatten uns während der Workshopwoche Gedanken gemacht, wie sich die fünf Bereiche des häuslichen Wohnens in der Zukunft entwickeln können. Zum einen betrifft das Aspekte von privat und öffentlich, die große Auswirkungen haben werden beispielsweise auf den Bereich des häuslichen Arbeitens. Zum anderen betrifft es Aspekte der Überalterung der Gesellschaft oder überhaupt des neuen Umgangs mit dem eigenen Körper, wie er sich regenerieren soll, wie er sich erholen soll. (...)

J. P. M.: Das Eindringen der Öffentlichkeit – und darunter muss man auch Privatfirmen und privat-öffentliche Institutionen verstehen – das Eindringen der Öffentlichkeit in die Privatsphäre findet auf vielen Ebenen statt. Das heißt, ich werde vielleicht freiwillig meiner Krankenkasse ein „Monitoring“ meines Körpers ermöglichen, sodass sie mir sagen können, was ich vielleicht →

Sabine Voggenreiter / Kay von Keitz, plan project Köln
Wie wir wohnen werden



Vortrag von Jean Philippe Vassal im Rahmenprogramm der Ausstellung

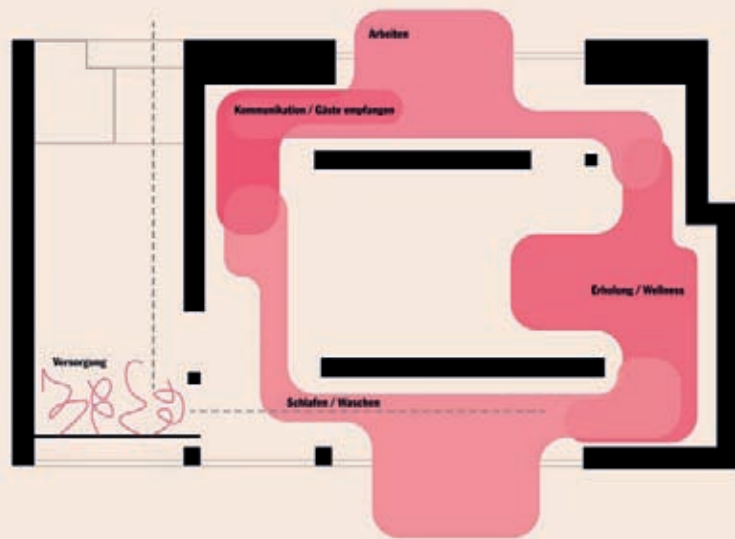
besser machen muss. Und all dieser Druck, die Notwendigkeit sich ständig anzupassen an Ideale, an eine Norm, die irgendwo entsteht und nicht aus meiner eigenen Lebenserfahrung kommt, verursacht eine sehr starke Sehnsucht nach Erholung – nach Erholung in Form von absoluter Privatheit. Die Effizienz des Individuums im Alltag hängt davon ab, wie viel Erholung es in seinen Ruhezeiten bekommt. Es gibt daran ein enormes Interesse, und ganze Schlafzentren versuchen zu entschlüsseln, wie man effizienter schlafen kann. Das wurde in der Ausstellung thematisiert durch virtuelle Haustiere, die einem sozusagen den Rückzug erleichtern würden. Der zweite Aspekt, der mit Schlafen zu tun hat, ist die Struktur der Intimität in der Wohnung. Wenn wir uns vorstellen, dass ein Mädchen, das heute in Deutschland geboren wird, eine Lebenserwartung von 91 Jahren hat, wissen wir: Wenn wir von Wohnen in der Zukunft sprechen, sprechen wir von Leuten, die möglicherweise außerhalb der konventionellen Familienstrukturen leben werden, vielleicht in Hausgemeinschaften von alten Menschen. In dem Workshop haben sich einige Studenten mit diesen Ideen auseinandergesetzt und haben gesagt: „Wie wäre es, wenn wir tatsächlich eine öffentliche kollektive Wohnsituation hätten und es einfach so gut wie keine Privatecken gäbe? Was wären dann die Rückzugsmöglichkeiten?“

M. H.: Aus Kommunikation wird sehr leicht mit einer Dazunahme verschiedener Techniken eine Betrachtung, eine Bewachung, eine Überwachung. Das betrifft sehr stark auch ganz häusliche Aspekte der Kommunikation, selbst das ganz alltägliche Empfangen von Gästen, beispielsweise mit einem ganz banalen gemeinsamen Essen. Wir haben das mithilfe eines Videos illustriert, bei dem (...) die Dokumentation einer alltäglichen Handlung die Quali-

tät einer Überwachung angenommen hat. Die Infrastrukturen, die den privaten Lebensbereich mit den konventionellen Gütern wie Gas, Strom, Wasser versorgen, und mit den medialen Gütern wie Information, Telekommunikation und anderen Dingen, die wir heute noch nicht kennen, nehmen einen immer größeren Raum ein. Dieser Raum ist weder privat noch öffentlich und kann nicht in konventionelle Kategorien eingeordnet werden. Es entsteht eine ganz neue Form von Raum, die immer wichtiger wird und sich zum Teil der Kontrolle entzieht, dadurch aber auch sehr politisch ist.

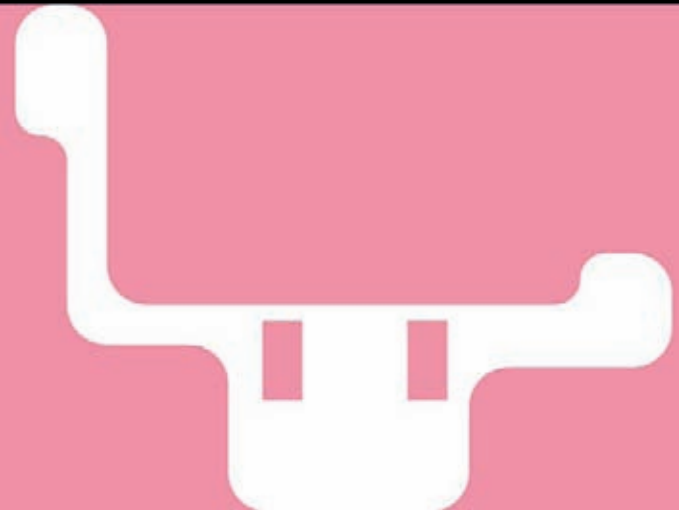
J. P. M.: Wir wollen in keiner Weise sagen, dass Zukunftsvorstellungen mit Ängsten verbunden sein müssen. Interessant an all diesen Entwicklungen, die wir beobachten, ist, dass die Menschen alles aus bestimmten Gründen mitmachen. Sie erwarten erst mal einen Gewinn, sie erwarten eine bessere Effizienz in ihrem Alltag. Uns geht es vielmehr darum, über Formen nachzudenken, die diese Entwicklungen in einer wohlwollenden und positiven Weise aufgreifen. Wenn viele nicht mehr in Einfamilienhäusern leben werden, was ist dann für sie die Form eines angenehmen Zusammenlebens mit anderen Menschen, möglicherweise mit alten Menschen, mit denen man sich den Alltag teilt? Wenn ich tatsächlich eine Überwachung meines Körpers zulasse, wo sind die Grenzen, und welche Rolle kann die Architektur spielen beim Setzen von Grenzen gegen das Eindringen der Öffentlichkeit in die Privatsphäre? Und letztendlich: Welche Formen von Landschaft werden uns zukünftig begleiten? Denn die Versorgungsstruktur, von der wir sprechen, ist nichts anderes als eine Art raumübergreifendes Netz von Anschlussmöglichkeiten und damit nichts anderes als die konventionelle Landschaft – nur: Sie sieht anders aus. Das sind die Fragen, für die wir uns sensibilisieren wollen. ←

Sabine Voggenreiter / Kay von Keitz, plan project Köln
Wie wir wohnen werden



Statements to be continued. Schlafen und Waschen werden sich zu einer multifunktionalen „Aktivität“ entwickeln. Die Zeit des Schlafens kann „produktiv“ genutzt werden, um die Ziele des „Auftankens“ (z.B. in der Natur) und der körperlichen sowie psychischen Regeneration zu erreichen. Zusätzlich zu dem, was der natürliche Schlaf leistet, werden die Schlafenden mit visuellen Eindrücken beschickt, die neue Horizonte eröffnen können, und „Reparatur-Aktivitäten“, beispielsweise von Haut, Muskeln, Haaren, Psyche, finden während der Schlafphase statt.

Schlafen Waschen



statements to be continued. Das Aufbewahren sowohl von persönlichen und beruflichen Informationen als auch von Gegenständen beansprucht immer mehr Raum. Beispiele sind "Storage Warehouses", internetbasierte Adressbücher und Adressbücher sowie Archive, die nur noch in digitaler Form gespeichert werden. Diese Speicherung findet meist dezentral auf (fremden) kommerziellen Netzwerken statt und erzeugt die Notwendigkeit des „Einloggens“ und des verorteten Zugriffs. Am Ort des Zugriffs treffen die persönlichen Lebenswelten und die fremdverwaltete, kommerzielle und anonyme Raum aufeinander.

Ecole d'architecture de Grenoble
Ecole d'architecture Paris Malaquais

Leitung:
Nicolas Tixier (Ecole d'architecture de Grenoble)
Uli Seher (Ecole d'architecture Paris Malaquais)

Aurelie Gerbal (Ecole d'architecture de Grenoble)
Guillaume Emptoz (Ecole d'architecture de Grenoble)
Arnaud Bertholotti (Ecole d'architecture de Nantes)

Arbeiten

Netzwerke bewohnen



Die zunehmende Raum- und Nutzungsersplitterung sollte weiter beschleunigt werden, um die Utopie von einer »alles-könnenden« Wohnung zu verabschieden.

Mit örtlichen und territorialen Ressourcen sollte gearbeitet werden, um der Utopie des modularen industrialisierten Wohnbaus etwas entgegenzusetzen.

Privates Engagement im öffentlichen Raum sollte gefördert werden.

Gezielte Planung von Atmosphäre, die unsere Sinne stimuliert, sollte die normierte Vorstellung von Komfort außer Kraft setzen.

Sabine Voggenreiter / Kay von Keitz, plan project Köln
Wie wir wohnen werden

Statements to be continued. Mehr und mehr steigt die Abhängigkeit von externer Versorgung, die die persönlichen Lebensbereiche mit konventionellen Dienstleistungen (Strom, Gas, Wasser, Internet, etc.) und noch zu entwickelnden Informationsströmen ausstatten wird. Diese Dienste stellen einen „Raum“ für sich, eine neue Kategorie dar, jenseits der Begrifflichkeiten von öffentlichem und privatem Raum.

Versorgung



Escuela Técnica Superior de Arquitectura de Madrid

Leitung: María Jesús Muñoz Pardo

María Eugenia Alperi
Dingding Chen
Jorge López Hidalgo
Lydia Alasco Yubero

Zip-Wall Landscape In-Out Table

Die Zukunft bewohnen heisst, die Gegenwart zu verändern. Die Zip-Wall schafft einen neuen Raum zwischen Innen und Aussen. Sie ist die Bündelung jener Objekte, die unseren heutigen Wohnalltag bestimmen, eine Neuinterpretation der Nutzungen in ihrer Gesamtheit und erkennbarer einzelner Funktionen. Das Objekt erzeugt den Wunsch nach neuen zukünftigen Wohnformen.

Menschen, Tiere und Pflanzen bewohnen gemeinsam einen Raum, der keine festen Konturen kennt, sondern sich ständig verändert, weil er durch die vitale Kraft jedes Einzelnen beeinflusst wird.

Dalhousie School of Architecture Halifax Canada

Leitung: Catherine Venart

Douglas Choo
Jenny Chow
Chris Lee
Vincent Yen
Anna Silverstein
Marcin Sztaba

PRIVATEpublic PUBLICprivate

Statements to be continued. Essen und Kommunizieren werden verstärkt durch Phänomene der Beobachtung und der „Ausspähung“ beeinflusst werden. Fragen, die zuvor dem rein persönlichen Einfluss unterlagen werden zu Fragen der Allgemeinheit und der staatlichen oder institutionalisierten Aufsicht. Information und Kommunikation verschieben sich durch die entsprechenden Technologien zunehmend in Richtung Überwachung. Die Kultur des privaten Essens, Kochens und Bewirtens verändert sich weiter in Richtung industrieller Fertigprodukte mit allen Mobilitäts- und Servicemerkmalen.

Kommunikation Gäste empfangen

aus der Betrachtung der Gegenwart heraus können wir die Vorstellung von ganz anderen, geradezu extremen Welten ableiten. Während sich unsere Objekte in »Datensätze« auflösen, schillert unsere Wahrnehmung des Physisch-Ephemeren ständig zwischen den gedachten und den realen Körpern.

Sabine Voggenreiter / Kay von Keitz, plan project Köln
Wie wir wohnen werden

Peter Behrens School of Architecture Düsseldorf

Leitung: Juan Pablo Moléstina

Jessica Sun-Yon Hucken
Alexandra Sgraja
Alexander Shkolnikov
Christiane Tielisch
Aleksandre Sherents

Statements to be continued. Die Zukunft, die uns immer stärker in ein Netzwerk von Kommunikation, Arbeit, Produktivität, Öffentlichkeit und Stress einbinden wird, erfordert die Entwicklung von „Ausgleichsräumen“, die den Individuen die Möglichkeit zum Rückzug und zur Erholung bieten. Form und Charakter dieser Ausgleichsräume sind sehr persönlich und dem jeweiligen Individuum angepasst und reichen von einem absoluten Rückzug, über sexuelle, musikalische, etc. Stimulierung bis hin zur Nutzung von Naturräumen.

Hygiene Erholung

Erholung und Wellness

Dein Körper wird beobachtet.
Du wirst ein langes, gesundes Leben führen.
Du wirst Dich niemals bedrückt fühlen.
Wenn Du Deine Pillen vergisst, wird man Dich bestrafen.

Privatheit ist an sich die reinste Form der Erholung.
Kontemplative Privatheit ist die Möglichkeit, sich einen intimen und exklusiven Raum zu schaffen.
Einen kompensatorischen Raum.
Alle anderen Formen der Erholung kann man auch als Arbeit betrachten...



1. Verschlussene Fächer werden jeden Abend nach Schließung des Museums geprüf.
2. Bei Störungen oder bei Verlust eines Schlüssels ist das Aufrechterhalten zu berücksichtigen.

1. Verschlussene Fächer werden jeden Abend nach Schließung des Museums geprüf.
2. Bei Störungen oder bei Verlust eines Schlüssels ist das Aufrechterhalten zu berücksichtigen.

1. Verschlussene Fächer werden jeden Abend nach Schließung des Museums geprüf.
2. Bei Störungen oder bei Verlust eines Schlüssels ist das Aufrechterhalten zu berücksichtigen.



plan05 preis

plan05-Jury
Laudatio

Jörg Rekittke / Andreas Fritzen
Liebesentzug

Initiative Bauen Wohnen Arbeiten
Wohnungslose bauen für
Wohnungslose und andere

Kai Dolata / Lola Meyer
alles Anders

Uwe Schröder
und Studierende der FH Köln
RaumTheorie – TheorieRaum



Die Juroren Andreas Denk (Architekturkritiker und Redakteur bei „Der Architekt“), Dirk Melzer (Landschaftsarchitekt) und Christel Wester (Kulturjournalistin im Bereich Hörfunk) haben den planpreis 2005 als Auszeichnung für vorbildliche Architekturvermittlungsprojekte, die während plano5 stattgefunden haben, unter mehreren Beiträgen aufgeteilt: Zwei Preise, dotiert mit je 2.000 Euro, gingen zum einen an das Projekt „Liebesentzug“ von dem Architekten und Stadtplaner Andreas Fritzen und dem Landschaftsarchitekten Jörg Rekittke und zum anderen an die Kölner Initiative Bauen Wohnen Arbeiten für ihre Vor-Ort-Präsentation „Wohnungslose bauen für Wohnungslose und andere“. Zwei Auszeichnungen, dotiert mit je 500 Euro, wurden vergeben an die Ausstellung „RaumTheorie – TheorieRaum“ von Architekturstudierenden der Fachhochschule Köln unter der Leitung von Prof. Uwe Schröder, und an Lola Meyer und Kai Dolata für ihren Dokumentarfilm „alles Anders“.

Liebesentzug

Viele plan-Projekte zum Thema Wohnen haben sich in diesem Jahr mit dem „Anti-Wohnen“, dem Nomadisieren, Andocken und Besetzen beschäftigt, keines jedoch so konsequent wie das Projekt „Liebesentzug“ von Jörg Rekittke und Andreas Fritzen. Architekturstudierende wurden aufgefordert, sich für ein Experiment zu bewerben, bei dem es um eine Woche des Nicht-Wohnens ging. Und so nomadierten zwölf Probanden – in der Mehrzahl Frauen – mit dem Nötigsten in einer Umhängetasche durch die Stadt und erlebten zwölf Geschichten. Für uns war die Vorstellung spannend, selbst in dieser Situation zu sein und zu überlegen, was wir tun würden. Wir kamen zu zwei Erkenntnissen: Erstens, das Fehlen einer festen Station, einer festen Wohnung hat nichts mit Freiheit zu tun. Umgekehrt hat das Vorhandensein eines „Zuhauses“ nichts mit Lähmung zu tun. Zweitens, der Umgang mit undefinierten Zeiträumen ist mindestens genauso schwierig wie der Umgang mit undefinierten Wohnräumen. Einen „Liebesentzug“ erlebt auch, wer nicht mehr weiß, mit wem oder mit was er seine Zeit verbringen soll. Zu diesem gelungenen Experiment gratuliert die plan-Jury allen Beteiligten. (Dirk Melzer)

Wohnungslose bauen für Wohnungslose und andere

Im Rahmen dieses Projektes entsteht auf einem ehemaligen Kasernengelände in Köln-Ossendorf ein neues soziokulturelles Zentrum, in dem Wohnen und Arbeiten miteinander verbunden sind und das vielen, die hier leben, eine wirtschaftliche Existenzgrundlage bietet. Wir finden, dass dieses Projekt Unterstützung

verdient. Dennoch haben wir den plan-preis hier nicht unter der Hand in eine karitative Spende umgewandelt. Die Initiative erhält diese Auszeichnung für ihre hervorragenden Führungen, in denen sie ihr Projekt während der plan-Woche der Öffentlichkeit vorgestellt hat. Durch ihre engagierte und überzeugende Informationsarbeit hat sie die zentrale Bedeutung von Stadt- und Wohnraumgestaltung besonders bewusst gemacht. Wir gratulieren zu dieser beispielhaften Vermittlungsarbeit. (Christel Wester)

RaumTheorie – TheorieRaum

Die Ausstellung wurde unter der Leitung von Prof. Uwe Schröder von Studierenden des Fachgebietes Architekturtheorie an der Fachhochschule Köln konzipiert und umgesetzt. „RaumTheorie – TheorieRaum“, das klingt erschreckend trocken und ermüdend. Doch stieg man in den St. Clara-Keller unter dem Architekturbüro Kaspar Kraemer hinab, so hatte man den Eindruck, in einer Schatzkammer der Architektur gelandet zu sein, einem geheimen Archiv des Architekturwissens. Die klare Struktur der Ausstellung ließ sofort das Konzept erkennen. Die Studierenden haben zitierte Architekturtheorien, von Gottfried Semper bis Gernot Böhme, in Modellen versinnbildlicht und auch versinnlicht. Die rätselhaften Modelle in weichem Licht an historischem Ort wirkten geradezu magisch. Und dies übertrug sich auf die titellosen grauen Kladden, in denen die Studierenden die Raumtheorien interpretieren und die sich im Lichtspot hinter den Modellen befanden. Man verließ den „TheorieRaum“ nur sehr ungern. (Dirk Melzer)

alles Anders

In diesem Film haben Lola Meyer und Kai Dolata den Traum vom Eigenheim erforscht. Dazu haben sie sich zwei Kölner Siedlungen ausgesucht, die kaum gegensätzlicher sein könnten: den Egelspfad in Müngersdorf und den Heckpfad in Weidenpesch. Am Egelspfad bauten die Reichen auf großzügigen Grundstücken, am Heckpfad die Armen auf kleinen Parzellen. In beiden Siedlungen aber konnten sich die Bauherren ganz individuell verwirklichen – und zwar deshalb, weil es kaum oder keine Bauvorschriften gab. Am Egelspfad hatte die Stadt die Gesetze gelockert, der Heckpfad dagegen ist eine wilde Siedlung in einer ehemaligen Kleingartenanlage. Umso verblüffender sind die Gemeinsamkeiten, die Lola Meyer und Kai Dolata in ihrem Film herausgearbeitet haben. So haben sie eine kleine Typologie des „Häuslebauers“ geschaffen, die uns restlos begeistert hat. (Christel Wester) ←



Nach dem Liebesentzug

Aktionistische Projekte im Nachgang zu beschreiben, schmeckt stets ein wenig schal, entbehrt des Reizes der eigentlichen „Live-Performance“, ist für den Leser im Regelfall nicht besonders aufregend und soll hier aus diesem Grund auf das Nötigste reduziert werden.

Nummer 1 bis 12: Zwölf Studierende, ausgestattet mit zwölf durchnummerierten „hippen“ Botentaschen eines angesagten deutschen Designerteams, in denen jeweils ein superleichter Schlafsack, eine hochqualitative Isomatte, angenehme Badeschlappen, ein minimiertes Wasch- und Hygieneset, ein gängiger Stadtplan und ein billiger Fotoapparat untergebracht waren. Die Aufgabe der Probanden: Eine Woche durch Köln kreuzen, ohne zu wohnen. Der Name des Projekts hat semantische Wurzeln. Das etymologische Lexikon belegt, dass die Urbedeutung des Verbs „wohnen“ mit den Begriffen „etwas zu schätzen“ und „etwas zu lieben“ wiedergegeben werden kann. Schnörkellos aufgegriffen bedeutet dies, dass zu wohnen auch zu lieben heißt, oder umgekehrt: Wer nicht wohnt, ist „auf Liebesentzug“. Das Projekt lebte von den fantastischen zwölf Akteuren, die sich dafür beworben hatten und verblüffend motiviert und neugierig an die Sache herangingen. Mit dieser Gruppe hätte man Pferde stehlen gehen können. (Gibt es eine größere Respektbezeugung für unseren hoffnungsvollen akademischen Nachwuchs?) Die Presse war interessiert und irgendwie begeistert, doch der weiche Aussage-Kern, der hinter der harten Schale des Projekts ver-

steckt war, wurde tendenziell nicht erkannt. Wie kam es zu unserem „Liebesentzug“? Zum zweiten Mal war der plan-Schwerpunkt das Thema Wohnen und die Frage für uns war, wie es sich vermeiden ließe, einen Beitrag zu entwickeln, der die Luxusprobleme des „schönen Wohnens“ zum tausendsten Mal ventiliert: Wähle ich die chromgerahmte Sitzgarnitur in weißem Ziegenleder oder in beigem Damast ...?

Dabei ist Wohnen keine Selbstverständlichkeit, auch in unseren Breitengraden nicht. Das interessierte uns grundsätzlich. Aber Vorsicht war geboten. Projekte, die sich mit der unfreiwilligen Obdachlosigkeit großstädtischer Verlierertypen auseinandersetzen, sind entweder tränendrüsenslastig – das nervt nicht nur jeden Betrachter, sondern auch die anvisierten Protagonisten – oder sie repräsentieren einen erhobenen Zeigefinger, dessen Folgenlosigkeit nach Projektende unerfreulich auffällt. Daraus resultierte die Einsicht, dass die Thematik oder Problematik des „Nichtwohnens“ keinesfalls durch sich in Not befindliche Individuen, sondern durch eine Gruppe Freiwilliger durchlebt werden müsste. Und wer hat schon Zeit für solche Experimente, zumal sie nicht bezahlt werden? Andreas Fritzen und ich setzten auf Studierende der Architektur oder verwandter planerischer und künstlerischer Disziplinen. Per Postkarte, die in hohen Stückzahlen an ausgewählten Architekturfakultäten der Republik ausgelegt wurden, forderten wir zur Bewerbung auf. Einzureichen waren ein Bild, eine Adresse und ein überzeugendes Motivationsschreiben. Eine sehr schlichte, aber effektive Auswahlmethode, →



05 preis

deren Erfolg das bereits angesprochene Prädikat „geeignet zum Pferde stehen“ belegt. Und wozu das Ganze?

Es ging beim Liebesentzug nicht darum, zu zeigen, dass man ohne Wohnung leben und in einer großen Stadt ganz gut klar kommen kann, sondern es sollte die These untermauert werden, dass der in unseren Kreisen – architektonische Zünfte und Planerdisziplinen – so gerne strapazierte Begriff und das dazugehörige Image des nomadischen Wohnens junger, schöner und mobiler Menschen zwar den Werbestrategen der Mobilfunkindustrie zu Erfolgen verhilft, der Wohnpraxis generationenübergreifend jedoch überhaupt nicht gerecht wird. Um dies zu zeigen, muss man etwas Elementares wegnehmen, etwas entziehen, das jeder – auch der ewige Businessstraveller in seinen ungezählten Hotels – selbstverständlich zum Wohnen benötigt, die immobilen Dinge. Die eigenen vier Wände, Sofa, Schrankwand, Fernsehsessel, auch der Toaster ist nicht wirklich für Mobilität geschaffen, der Briefkasten, die Nachbarn und der Kiosk oder die Tanke um die Ecke – auch die kann man nicht mitnehmen. Diese Dinge seien „heutzutage“ austauschbar? Stimmt überhaupt nicht.

Was nach dem Entzug blieb, war die oben erwähnte Umhängetasche, vollgestopft mit dem Nötigsten, und jeder der Zwölf brachte noch diverse kleine Unverzichtbarkeiten mit. Diese konnten in einem engen Schließfach im Museum Ludwig, dem zentralen Ort der plan-Woche, zwischengelagert werden. Das war die einzige feste Adresse während der Entzugswoche. Die Probanden ent-

sprachen durch ihr persönliches Outfit und ihre Ausstattung genau dem Bild des besagten Großstadtnomaden. Sie waren alle jung, schön und mobil und in keiner Weise als Obdachlose identifizierbar. Es sollte keine Obdachlosigkeit „gespielt“ und keine künstliche Not simuliert werden, alle Teilnehmer hatten Geld und EC-Karten dabei, ihnen fehlte nichts – außer das Geliebte. Es ging darum, das ewig Gültige, das Orthodoxe und das insgeheim Unersetzbare des Wohnens in das Bewusstsein der Teilnehmer und Betrachter zu rufen: Wohnen ist ortsgebunden, intim, grundsätzlich individuell geprägt. Wohnen muss schrullig sein dürfen, der Häkeldecke der Oma wird erst dann der gebührende Respekt gezollt, wenn sie weit weg und ad hoc unerreichbar ist.

Wurde in den Bewerbungsschreiben noch über die Überfluggesellschaft und den Wunsch nach Freiheit, Ungebundenheit und Stadterfahrung philosophiert, stellte sich nach sehr kurzer Zeit Ernüchterung ein. Ständig unterwegs zu sein, ist nicht sexy und very aufregend, sondern es ist teuer, anstrengend und raubt Nerven. Sich ständig in den so gerne als Transiträume titulierten Variationen des mehr oder minder öffentlichen Raums aufhalten zu müssen, lässt gnadenlos deutlich werden, dass das Allerheiligste jeder Wohnung die Privatheit ist, die man nur im eigenhändig gestalteten immobilen Zuhause finden kann. Dauerhafte Mobilität ist nichts Schickes, ist nicht angenehm und nur dann wirklich zu ertragen, wenn es irgendwo ein Nest gibt, in das man sich immer wieder flüchten kann. Auch jene, deren Beruf mehrere Lebens- und Wirkungsstätten erfordert, schaffen sich dieses →



05 preis

Nest, im Regelfall einen Haupt- und die nötige Zahl der Nebenab-
leger. Mit Nomadentum hat ein solcher Lebensstil rein gar nichts
zu tun.

Sie waren so tapfer, die Zwölf. Es war ein starkes Bild, als die
Studierenden nach einer Woche vor Publikum von ihren Eindrü-
cken berichteten. Nachdenklich, müde, still, ernst, desillusio-
niert, tendenziell entnervt. Der Mythos des nomadischen Groß-
stadtnutzers war bei jedem Einzelnen auf individuelle Weise
zerbrochen, die Sehnsucht nach dem immobilen Zuhause kollek-
tiv unbeschreiblich. Bei einer späteren Präsentation durch die
Gruppe kamen interessante Details zur Sprache: Eine Studieren-
de berichtete, dass sie im Anschluss an den Liebesentzug eine
komplette Woche lang ihre Wohnung nicht mehr verlassen hat,
allerdings nicht ohne sich zuvor von Großmutter richtig aufpäp-
peln zu lassen. Erst in der reflexiven Verklärung erinnerte sich
der Einzelne auch der amüsanten Erlebnisse, die bei einem sol-
chen Trip nicht ausbleiben. Ins Herz geschlossen hatten wir vor
allem jenen Sicherheitsmann des Museum Ludwig, der selbst
mehrere Jahre „Platte gemacht“ hatte und den Studierenden
wertvolle Tipps gab. Er war es, auf den sich alle freuten, wenn sie
zu ihrem Schließfach „heimkamen“. Er gab jedem das, was allen
fehlte: eine Tagesration Geborgenheit. (Jörg Rekittke) ←



05 preis

„Soziale Ausgrenzung wohnungsloser Menschen soll durch dauerhafte Beschäftigung und Wohnraumbeschaffung überwunden werden.“

Von dieser Idee geleitet, schlossen sich verschiedene Vereine der Wohnungslosenhilfe und Privatpersonen zur Initiative Bauen Wohnen Arbeiten e.V. im Jahr 1997 zusammen. Das gemeinsam entwickelte Konzept basiert auf einem ganzheitlichen Selbsthilfeansatz mit den Zielen: soziale Integration wohnungsloser Menschen, Schaffung von preiswertem und umweltverträglichem Wohnraum, Ermöglichung von Beschäftigungsverhältnissen, Beratung und Unterstützung im Rahmen der Wohn- und Lebenshilfe.

Diese Ziele werden durch Bauen, Wohnen und Arbeiten in Form eines Bauprojektes auf dem denkmalgeschützten Gelände der ehemaligen Kaserne Klerken in Köln-Ossendorf umgesetzt. Während der Bauphase wohnen ca. 20 Wohnungslose in Bau- und Wohnwagen auf dem Gelände, die auf unterteilten Grundstücken zur Verfügung stehen.

Insgesamt entstehen 46 Wohneinheiten, die nicht nur mitwirkenden ehemaligen Wohnungslosen zur Verfügung stehen, sondern die bunt gemischt an kinderreiche Familien, Alleinerziehende, Studenten, alte Menschen und Körperbehinderte vermietet werden. Voraussetzung ist ein Wohnberechtigungsschein.

In den Außenanlagen entstehen fünf Gartenhäuschen mit je zwei Wohneinheiten, um weiterhin die Möglichkeit zu haben, Wohnungslose in das Projekt zu integrieren und Platzbewohnern, die

nicht in eine Wohnung einziehen möchten, trotzdem eine feste Wohnmöglichkeit zu bieten. Der Naturbaubetrieb wird durch neue Projekte eine Weiterbeschäftigung im Baubereich gewährleisten. Der Gartenbetrieb kümmert sich um die Gestaltung der Grünflächen und den Gemüsegarten. Außerdem können alle Bewohner je nach eigener Kreativität Dienstleistungen und Arbeiten anbieten, wie Kinderbetreuung, Jugendtreff, Bistro, Gemeinschaftsküche, Holz-, Fahrrad- oder Metallwerkstatt und vieles mehr.

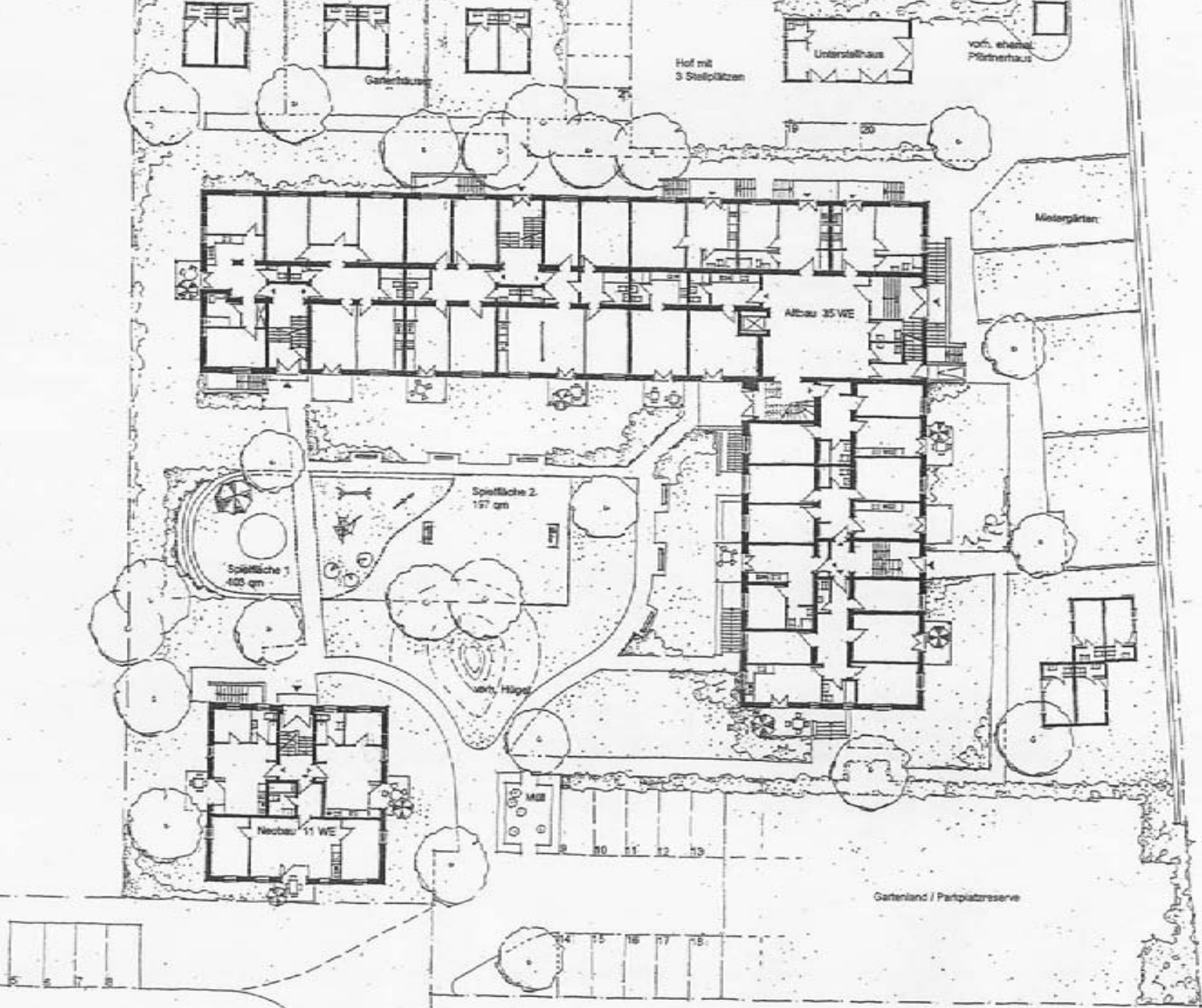
Ein gutes Zusammenleben hängt vor allem davon ab, dass ein Regelwerk entsteht, mit dem sich jeder identifizieren kann. Selbstbestimmung und Mitbestimmung sind für uns nicht nur leere Worte, sondern prägen das tägliche Leben. Es ist für uns wichtig, dass die Selbstbestimmung der Bewohner respektiert und gefördert wird, unterschiedliche Lebensstile gelebt, kleine und große Probleme gemeinschaftlich gelöst und allgemeine Interessen gemeinsam verfolgt werden. Zu diesem Zweck sind unterschiedliche Gremien entstanden. Kernstück der Betreuung ist die soziale Integration bzw. Reintegration der ehemals Wohnungslosen in alle relevanten Gesellschaftsbezüge. Dieser ganzheitliche Ansatz soll eine Stärkung des Selbstwertgefühls und eine Verbesserung der individuellen Lebenslage sowie der Lebensqualität ermöglichen. Damit einhergehend ist die Stärkung der Selbstständigkeit von zentraler Bedeutung.

www.bauenwohnenarbeiten.de

Initiative Bauen Wohnen Arbeiten e.V. Köln
Wohnungslose bauen für Wohnungslose und andere



05 preis



Entwurf: Marciniak Architekten

Initiative Bauen Wohnen Arbeiten e.V. Köln
Wohnungslose bauen für Wohnungslose und andere



05 preis



Uwe Schröder und Studierende der FH Köln
RaumTheorie – TheorieRaum

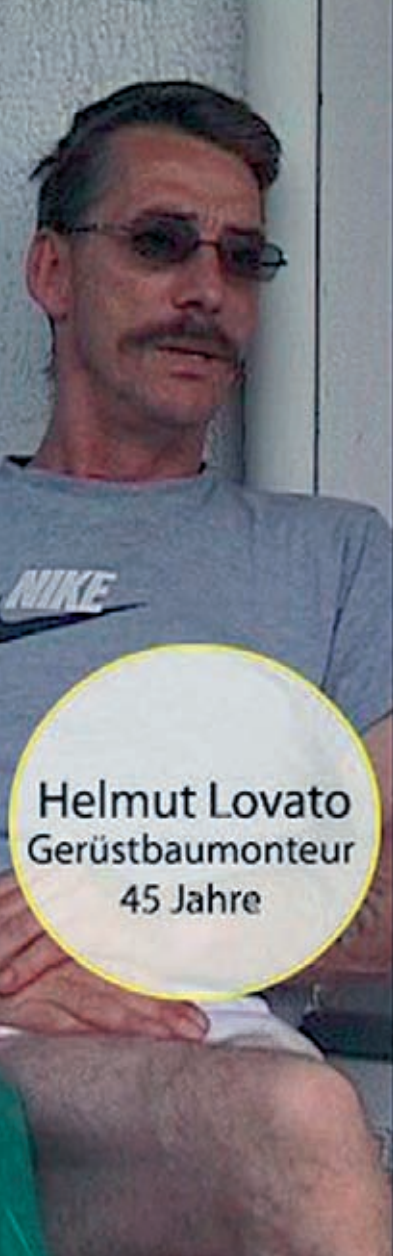


St. Clara-Keller im Architekturbüro Kaspar Kraemer

05 preis



Kai Dolata / Lola Meyer, Architekten Berlin
alles Anders



Helmut Lovato
Gerüstbaumonteur
45 Jahre



Alina
Nichte
3 Jahre



Timo Lovato
Karate
Vizeweltmeister
22 Jahre



Opa Lovato
Rentner
77 Jahre

05 preis

Impressum

planos – wohnen 2

Forum aktueller Architektur in Köln
23.–30.09.2005
Dokumentation

Herausgeber:

Kay von Keitz, Sabine Voggenreiter

Koordination und Redaktion:
Geske Houtrouw, Kay von Keitz,
Sabine Voggenreiter

Lektorat: Sybille Petrausch

Gestaltung: Olaf Meyer

Druck: Fries Printmedien

2006

Copyright Texte und Bilder:
Herausgeber und genannte
Autoren des jeweiligen Beitrags

Fotos Cover, S. 2–25, 28,
54, 57, 85–103, 114–132: Burat
Fotos S. 1, 26, 27,
98 l.u., 107: Graw Böckler
Foto S. 89 l.o.: Rudi Frings

plan project
Kaiser-Wilhelm-Ring 18
50672 Köln
www.plan-project.com

ISBN 3-00-018424-4



Gefördert von:



NRW.



Stadt Köln



Partner des Projekts WIE WIR WOHNEN WERDEN: IKEA Stiftung

Schirmherr: Oliver Wittke, Minister für Bauen und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen

Offizieller Veranstalter der folgenden im Rahmen von planos geförderten Projekte war die Stadt Köln: planos-meetingpoint (plan project), Reconsidering Utopia(s) (Berlage Institute of Architecture Rotterdam / Manuel Herz / Ines Weizman), Liebesentzug (Jörg Rekitke / Andreas Fritzen), plan-akademie: Urbanes Wohnen 2 (Erich Schneider-Wessling / plan project), Das niederländische Projekt woonateliers (FORUM – Institut für multikulturelle Entwicklung, Utrecht), plan-kino (Bureau des Arts Plastiques – AFAA – Französische Botschaft / Centre Georges Pompidou / Museum Ludwig), Haus Köln (Martin Kaltwasser / Folke Köbberling / Christian Maier), Bitte lass mich bei Rot über die Ampel gehen (Graw Böckler), Wohnen zwischen den Moden (BDA Köln / Andreas Fritzen), Schatz – 25 Jahre nach Stollwerck (Historisches Archiv der Stadt Köln), klang raum garten präsentiert: Giardino Sonoro La Limonaia dell'Imperialino (klang raum garten Köln), Rucksack House (Stefan Eberstadt).